Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 40

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 5. Oktober 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 40

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Die Herbstsession unserer **beiden Kammern** ist letzte Woche zu Ende gegangen. National- und Ständerat haben die großen Gesetze — das Verkehrsteilungsgesetz, das Bankengesetz und das Gesetz über den unlautern Wettbewerb — durchberaten und angenommen, wenn dabei auch freilich vorauszusehen ist, daß manches daran von der andern Kammer, an die das Geschäft zur Beratung oder Vereinigung zurückgeht, noch abgeändert werden wird.

Uebereinstimmend von beiden Kammern wurden in der Schlußabstimmung angenommen und genehmigt: Die Vorlagen über die Beschränkung der Schuhreparaturwerkstätten, über den Luftschutz der Zivilbevölkerung, die Verlängerung der militärischen Ausbildung, die Erweiterung der rechtlichen Schutzmaßnahmen für die Landwirtschaft und endlich die Vorlagen über die Bauparkassen und die Getränkesteuer. Bei letzterer strich der Ständerat allerdings die umstrittene „Meldepflicht" der Weinbauern, welcher Streichung der Nationalrat dann zustimmte.

Nicht so beim Uebernahmepreis für das Inlandgetreide. Der Bundesrat ist bekanntlich verpflichtet, unsern Bauern das Getreide zu einem Preise abzunehmen, der den Getreidebau lohnt. Das hat sich aber für den Bund als eine sehr kostspielige Sache erwiesen. Der Weltmarktpreis steht für Weizen heute auf ca. 12 Fr. je 100 Kilo. Der Bund bezahlte aber dafür letztes Jahr zum Beispiel 35 Fr. Seit 1929, seit dem Bestehen der neuen Getreideordnung, betragen die Gesamtaufwendungen rund 141 Millionen. Mehr als begreiflich, daß sich der Bund zur Sparsamkeit verpflichtet fühlt und gegenüber dem letzten Jahr den Uebernahmepreis um 2 Fr., von 36 auf 34 senken möchte, was immerhin eine Ersparnis von gegen 2 Millionen bedeuten würde. Der Ständerat hat der Senkung beigepflichtet, während der Nationalrat mit Rücksicht auf die Bauern bei 36 Fr. bleiben will. Der Ständerat aber beharrt. So besteht zwischen den beiden Kammern eine Differenz, die eine Konferenz der beiden Kommissionen nun zu überbrücken versuchen soll.

Auf den 5. November ist eine weitere Session von einer Woche zur „Aufarbeitung" angesetzt worden.

Am 12. Oktober wird in Zürich die erste **schweiz. Luftschutzausstellung** eröffnet werden. Sie bildet den Auftakt für eine planmäßige Aufklärungsaktion, die sich über das ganze Land ausbreiten soll.

Mit Aegypten hat der Bundesrat nach längern Unterhandlungen einen **Freundschaftsvertrag** abgeschlossen, demzufolge er nun in Kairo eine schweiz. Gesandtschaft errichten wird, was die dortige große Schweizerkolonie sehr begrüßt.

Ausland.

Der **Völkerbund** hat ebenfalls letzte Woche seine Session abgeschlossen. Vor dem Völkerbundsrat hat sich Finnland zum Schlusse noch eine ebenfalls Abweisung in einer ähnlichen Kriegsschädenentschädigungsfrage wie der unsrigen gefallen lassen müssen. Bei der Behandlung der Saarfrage war besonders eine Rede Barthous aufgefallen, in der er nicht davor zurückschreckte, zur Sicherung der freien Abstimmung unter Umständen mit einer Intervention Frankreichs zu drohen. Und schließlich hat Ecuador dem Völkerbundsrat mitgeteilt, daß es sich fortan ebenfalls als Völkerbundsmitglied betrachte.

Beinahe wichtiger jedoch sind die Ergebnisse der Verhandlungen, die die Großmächte neben und um die Völkerbundstagung herum miteinander führten. Da ist vor allem zu nennen die **Bekräftigung der Februarerklärung** von England, Frankreich und Italien hinsichtlich der Unabhängigkeit Oesterreichs. Man hatte zwar mehr — den Abschluß eines eigentlichen Garantiepaktes — erwartet. Eingeweihte aber behaupten, daß der neuen Dreimächteerklärung doch wesentlich mehr Bedeutung zukomme, als man ihr gemeinhin beimesse, daß sie sozusagen eine Rückendeckung Italiens von Seiten Frankreichs und der Tschechoslowakei bei einem allfällig nötig werdenden Einmarsch in Oesterreich bedeute, ein deutlicher Wink an Jugoslawien, nicht etwa aus Eifersucht gegen Italien oder im Fahrwasser etwaiger deutscher Absichten einer solchen Aktion in den Rücken zu fallen.

Ein Sorgenkind der gegenwärtigen europäischen Politik ist **Polen.** Man kennt seinen Ausfall in der Minderheitenfrage. Nun hat es während der letzten Völkerbundstage Barthou auch seine Ablehnung am Ostpakt mitgeteilt, und zwar in einer Form, die gewisse Absichten auf Litauen und die Tschechoslowakei kaum verhüllt. Man frägt sich immer besorgter, was wohl der eigentliche Inhalt des seinerzeitigen Nichtangriffspaktes zwischen Polen und Deutschland sei, denn es wird immer offenkundiger, daß Polen im Fahrwasser deutscher Absichten schwimmt. Warum hat es wohl gerade dieser Tage ein Gesetz für den militärischen Hilfsdienst erlassen, der auch alle Frauen vom 19.—45. Jahre umfaßt?

Mit einigem Erstaunen blickt man auch auf die durch den Besuch des jugoslawischen Königspaares in Sofia erfolgte **Annäherung** zwischen **Jugoslawien und Bulgarien.** An sich könnte man ja die Aussöhnung der ehemaligen Feinde nur begrüßen. Aber — Deutschland bemüht sich sehr offenkundig um Jugoslawien, und von da eine Brücke nach Bulgarien wäre im Interesse Deutschlands wohl sehr erwünscht.

Papen war vor Antritt seines Wiener Gesandtschaftspostens bei dem **ungarischen** Außenminister, das deutet darauf hin, daß Deutschland seine Werbung auch auf Ungarn auszudehnen sucht.

Deutschland-Polen-Ungarn-Bulgarien-Jugoslawien: wir möchten gerne hier zu schwarz sehen. Denn eine solche Front gegen die andere — Italien, Frankreich, England, Rußland — müßte Europa ganz unheilvoll in zwei Lager zerreißen.

Die diese Woche erfolgten **Kabinettswechsel** in Bukarest und Madrid empfindet man neben diesen Sorgen als untergeordnet, wenn daraus nicht — wie vielleicht in Spanien — Weiterungen erfolgen sollten.

Zur Tagung des Bundes Schweiz. Frauenvereine in Genf.

Der Gruß der Präsidentin.

Wiederum hat der Vorstand des Bundes Schweizerischer Frauenvereine alle Verbündeten zusammenberufen, um die im verflossenen Jahr vollbrachte Arbeit vor ihnen aufzurollen und gemeinsame Interessen sowie die dringendsten Fragen mit ihnen zu besprechen. Wir sind wohl schon freudiger und zuversichtlicher an unsere Tagung herangetreten, aber selten ist sie uns so notwendig und wichtig vorgekommen wie in diesem Jahr.

Die andauernde Krisenzeit mit ihrem Gefolge von politischer Unruhe und Unsicherheit bringt auch in unsern Tätigkeitsbereich und in unser Zielbewußtsein manch bange Frage. Zweifel und Anfechtungen sind uns nicht erspart geblieben. Darum gilt es sich klar und bewußt zu werden, wofür wir da sind und ob das Band, das uns verbindet, auf lebendigen Tatsachen beruht. Es schien uns daher richtig, dem von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsch entgegenzukommen, laut welchem an der Versammlung über unsere Frauenbewegung im Hinblick auf die heutige Zeit geredet werden soll. Ein Blick zurück in die Vergangenheit des Bundes und der schweizerischen Frauenbewegung überhaupt, ein Vergleich des Einst mit dem Heute, ein Hinweis auf unsere Aufgaben, wie wir sie auch im Wandel der Zeiten erfassen können, dies soll uns zur Selbstbesinnung helfen.

Auch diesmal möge die Tagung nicht nur dazu dienen, Berichte zu erstatten und entgegenzunehmen. Neben diesem notwendigen Teil der Verhandlungen und neben den Ausschnitten aus dem Frauenleben, die uns auch heute geboten werden, erhoffen wir ein schwesterlich Sichwiederfinden der Verbündeten, ein neues Erleben unserer Zusammengehörigkeit und neuen Impuls zur Arbeit auf gemeinsamem Boden im Dienst unseres Volkes.

A. de Montet

Frau Anne de Montet
die Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Das Programm der Tagung.

(23. Generalversammlung.)

Samstag, 6. Oktober.

14.30 Uhr, in der Aula der Universität Genf: Appell, Jahresbericht, Jahresrechnung, Anträge, Kommissionsberichte: Gesetzesstudienkommission, Erziehungskommission, Zentralstelle für Frauenberufe, Kommission zur Bekämpfung der Krisenfolgen für die berufstätige Frau. Verschiedenes.

17 Uhr: Vortrag von Frl. Lucie Schmidt vom Internationalen Arbeitsamt: „Berufsberatung der weiblichen Jugend in der Krisenzeit".

20.30 Uhr: Gesellige Vereinigung im Palais Eynard. (Einladung der Genfer Vereine.)

Sonntag, 7. Oktober.

10.20 Uhr: in der Aula:
Vortrag von Frl. Elisabeth Zellweger: „Der Pariser Kongreß des Internationalen Frauenbundes."
Vortrag von Frau Valérie Chenevard-de Mossier: „Wo steht unser Bund in der gegenwärtigen Zeit?"

12.45 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Parc des Eaux-Vives.

Genfer Brief.

Rund um die Völkerbundsversammlung.

Genf, Ende September 1934.

Die Politik hat zwar dieses Mal während der Völkerbundsversammlung besonders reichliche Staubwolken in und um die Völkerbundsstadt herum aufgewirbelt. Das Milieu und die Tätigkeit der Frauen, die sich alljährlich um diese Zeit offiziell oder inoffiziell in Genf einfinden, sind aber dadurch in keiner Weise berührt worden. Im Gegenteil, es konnte trotzdem recht fruchtbare Arbeit, die dauernden Bestand hat, geleistet werden, und mancher Fortschritt wurde wieder registriert.

Dies gilt vor allem für die großen sozialen Fragen, die ihrer internationalen Tragweite wegen, seit Jahren den Völkerbund beschäftigen und an denen bekanntlich auch die großen Frauenorganisationen und sozialen Institutionen als unentbehrliche Mitarbeiter teilhaben. Während der Völkerbundsversammlung finden diese sozialen Fragen stets ihre Behandlung im Schoße der 5. Kommission, der auch gerechterweise die meisten weiblichen Völkerbundsbelegierten oder -expertinnen angehören.

Aus den Verhandlungen dieser Kommission sei zunächst ein neuer Konferenzplan herausgegriffen. Es soll nämlich sobald als möglich eine große Konferenz betreffend Bekämpfung des Mädchenhandels im Fernen Osten unter den Auspizien des Völkerbundes stattfinden. Man hält diese für sehr wichtig, um wieder neue Mittel und Wege für die endgültige Bekämpfung des Mädchenhandels zu finden. Die Konferenz wäre vor allem ein Mittel, sich die aktivere Mitarbeit

Wenn man eine Sache lange ins Auge gefaßt hat, weiß man am Ende auch, wo man mit den Händen sie anfassen kann. Jeremias Gotthelf.

Katzen.

Von Cécile Lauber.

Katzen habe ich im Laufe der Jahre so viele gehabt, daß ich über sie ein ganzes Buch zu schreiben wüßte.

Jede besaß ihren Namen, ihren ganz ausgeprägten eigenen Charakter; jede erlebte ihr besonderes Schicksal und ihren besonderen Tod. Aber ein falsches oder heimtückisches Tier fand sich nicht unter ihnen.

Nie habe ich in ihren Augen jenen nach innen fliehenden, leise schaukelnden, unsichern Blick wahrgenommen, den Hunde annehmen, bevor sie aus großer Lautlosigkeit heraus plötzlich vorjappen oder zubeißen.

Meine Katzen waren durchwegs sauber, wachsam, unendlich und lebenslang anhänglich.

*

Alteli, die Stamm-Mutter all unserer Katzenjungen, ein Tier mit dem herrlich goldbraunen Fell einer Löwin, war seinerzeit von unserer Wäscherin aus einem brennenden Heustock gezogen und mit angesengtem Fell zu uns gebracht worden. Die Katze war erschrocken, scheu und wild, aber sie wandelte sich bald in das treueste, anhänglichste und angenehmste Tier um.

Ihr habe ich alle Beunruhigungen und Aengste meines Kinderdaseins anvertraut. Oft, wenn sie auf dem warmen Leder von Großmamas schwarzem Lehnstuhl in der Sonne lag, zog ich mir den Schemel heran, schlang den Arm um sie, legte den Kopf auf ihr Fell, schlief so oder flüsterte ihr endlose Geschichten in die hochempfindlichen Ohren, die sie abwehrend schüttelte. Meine Augen und mein Gesicht waren ihr achtlos preisgegeben und niemals in all den Jahren hat sie mich gebissen oder gekratzt. Und doch habe ich dieses Tier gequält mit allem kindlichen Unverstand.

Denn sie war nicht nur meine Vertraute, nein, je nach Bedürfnis mein Pferdchen, das an einem Zügel laufen sollte, meine Kuh, die ich auf die Weide führen wollte, meine Puppe, die ich in die Wollsäckchen und Windeln des Vorzellankindes, Annemchen hineinpreßte. Alteli war leider um vieles dicker als Annemchen und man mußte, um zubaken zu können, sie um den Leib herum aus allen Kräften schnüren, bis sie eine Wespentaille bekam.

Dann wurde Alteli rücklings in den Puppenwagen verstaut, warm zugedeckt und spazieren gefahren. Wohl suchte sie auf jede Art heimlich loszukommen, mir hinterrücks aus dem Wagen und unter den erstickenden Vorhängen hervorzukriechen. Wohl tat sie mir den Schrecken an, fix und fertig ausstaffiert mit allen Röcken, die alte Akazie hinauf zu rennen, um oben in der Krone, in einer Art verrückten Indianertanzes, jedes Kleidungsstück einzeln an eine Astgabel zu hängen, wo es gemütlich und unerreichbar im Wind und Sonne bleichte — aber gekratzt oder gebissen hat sie mich dennoch nicht.

*

Einmal, als ganz kleines Kind, das noch lange nicht zur Schule ging, erwachte ich aus einer Krankheit fieberfrei. Das ist der Augenblick, wo die Seele unendlich empfangsbereit und aufgeschlossen jedem Eindruck offensteht, ihn farbiger, nachdrücklicher und unbedingter aufnimmt als jemals sonst, ihm weit entgegenlauscht, ihn aufbewahrt sein Leben lang. Die Seele ist in diesem Zustand zu vergleichen mit einer frischen Gipsmasse, die erstarrend, den leisesten Eindruck festgeformt zurückbehält.

Da stellte meine Mutter zwei eben als Geschenk eingetroffene, etwa vier Wochen alte Kätzchen aufs Deckbett vor mich hin. Das eine von ihnen war glänzend schwarz, das andere grau getigert.

Mit unsicheren Beinen und schweren Köpfen watschelten sie auf und ab, und ich betrachtete sie mit unendlichem Entzücken. Wenn ich unter der Decke ein Knie hochstellte, purzelten sie um und rollten in eine Grube, verdutzt und erschrocken. Sie stießen schwache, suchende Wimmerlaute aus, zitterten und blinzelten. Meine Mutter trug ein Tellerchen mit Milch herbei, und nun konnte ich etwas ganz Wunderbares sehn.

Das eine Kätzchen stand festgestemmt auf breit gespreizten Beinchen und in seinem ganz schwarzen Köpfchen ging ein winziges Mäulchen auf. Ein rosafarbenes Züngelchen sprang heraus, rund wie ein Löffel, schöpfte in größter Eile winzige Tropfen auf und verschwand mit ihnen, um augenblicklich wieder herauszufahren. Es faßte bloß eine winzige Menge Milch auf einmal und schleuderte etliche feine Spritzer in die Luft. Sie blieben als kleine runde Perlen überall an seinem Pelzchen hängen, an den Schnauzhaaren, den Wimpern, dem Näschen und den zarten, spitzen Oehrchen, die sich heftig darüber schüttelten. Dann stand das Mäulchen still, der Kopf hob sich und aus den zwei schwarzen Schlitzen kamen glänzende Augen heraus, strahlend wie gelbes Glas, das in der Mitte eine feine Narbe trägt.

Die beiden Tiere blieben bei uns und wuchsen rasch heran. Aus dem schwarzen, dem Neger, wurde der großartigste Katerjüngling, der jemals das Quartier mit jungen Katzen versehen hat. In warmen Nächten brachte er Laute von unübertroffener Schauerlichkeit und Schwermut hervor.

In den Zeiten, da ihm sein Herz zu schwellen begann, zog er aus wie ein Held. Er verschmähte jede Nahrung, war ganz nur Liebesritter, bis seine Leidenschaft verraucht war. Dann kam er zurückgeschlichen, kleinlaut, zerzaust, beschmutzt, narbenbedeckt, mit schlechten Gewissen und unsicheren Augen, ein richtiger Landstreicher und Vagabund; und wir mußten in die Apotheke laufen, Schwefelblüten und andere Dinge herbeiholen, um seinem verlausten Fell den alten Glanz zurückzuverschaffen. In diesen Zeiten ließ er sich pflegen wie ein Kind, mit Wonneschnurren. Er wollte nur auf Mutters Knien schlafen, nur vom besten haben. Aber so wie er sich geheilt fühlte, kehrte er uns fröhlich den Rücken und zog auf neue Abenteuer aus.

*

Moritz, der Graue, war das gerade Gegenteil von seinem Bruder, dem Neger, und es mag dahingestellt bleiben, wie weit die Entwicklung zur Sanftheit von einem operativen Eingriff abhing, den er in seiner Jugend hatte dulden müssen.

Gehorsam dem leisesten Anruf, bescheiden, der letzte bei Tisch, um die Resten aufzuschlucken, wie ohne Krallen geschaffen — wuchs er heran zum guten Onkel aller Katzenjungen, die ihm von ihren Müttern gerne in Obhut gegeben wurden. Und vermochte er sie auch weder zu stillen, noch richtig unterm Bäuchlein warm zu halten, so wurde er doch als Wärter geschätzt und neben den Korb gestellt, wo er stundenlang sitzen blieb, die Kleinen hütete und sie mit Schelten oder mit einem sanften Griff der Zähne in den Korb zurückstellte, wenn eines herausgefallen oder ausgeklettert war. Die Mutter konnte daneben seelenruhig spazieren gehn.

Bei einer ungezählten Zahl von Katzen hat Mo-

der in Betracht kommenden östlichen Staaten zu sichern. Erfreulicherweise ist auch schon vorgesehen, daß die Mitarbeit der Frau, vor allem qualifizierter Beamtinnen, weitgehend berücksichtigt wird.

Oeffentliche Häuser. Hierüber liegt ein vom Völkerbundssekretariat veröffentlichter, sehr ausführlicher Bericht vor. Es ist eine höchst interessante Monographie: „L'Abolition des maisons de tolérance" (Questions sociales 1934/IV 7; vom Verkaufsbureau des Völkerbundssekretariates zu beziehen). Auf 103 Seiten wird das ganze Gebiet behandelt und vor allem über die Erfahrungen in Ländern, die das System der öffentlichen Häuser nicht kennen, solche die es abgeschafft haben und solche, die es nicht abgeschafft haben, berichtet. Die 5. Kommission war sich einig, daß diese Publikation besonders stark verbreitet werden soll, da sie viel zur Bekämpfung dieses sozialen Uebels beitragen kann. So laufen zum Beispiel immer wieder Anfragen beim Völkerbundssekretariat ein, man möchte Material über die Erfahrungen der Abschaffung haben. Aus dem Bericht geht als wichtigste Feststellung hervor, daß überall, wo öffentliche Häuser bestehen, diese geradezu einen Anlaß zum Mädchenhandel bilden, und daß anderseits Städte oder Länder, die dieses System abschafften, nach ihren eigenen Erklärungen nie mehr daran denken, es wieder einführen zu wollen. Es ist eine neue große Enquete über den Stand der öffentlichen Häuser in Süd-Amerika geplant, wohin bekanntlich viele Wege des Mädchenhandels — auch aus Europa — führen. Die Mitwirkung des Panamerikanischen Sanitäts-Bureau bei dieser Enquete ist bereits gesichert.

Auf dem Gebiete des Kinderschutzes möchten wir nur noch einmal auf den Plan einer Informationszentrale für das ganze Fragengebiet im Rahmen des Völkerbundssekretariates hinweisen. Wir haben hierüber bereits ausführlicher im April gesprochen. Auch hier möchten wir auf eine neue Publikation des Völkerbundssekretariates aufmerksam machen: „Enquête sur l'enfance en danger moral." Rapport de Melle Chaptal / Questions sociales 1934/IV/8.

Die 5. Kommission machte sich zum Sprecher der gefährdeten Russinnen in China, vor allem in der Mandschurei, die durch ihre mißliche Lage in besonders großer Zahl Opfer des Mädchenhandels werden. Man möchte diese Fragen ausführlicher auf der geplanten fernöstlichen Konferenz behandeln. Um jedoch auch sofortige Hilfe bringen zu können, wurde ein außerordentlicher Kredit für dringende Fälle beantragt.

Unter den Vorträgen, die anläßlich der Völkerbundsversammlung von den großen Frauenorganisationen veranstaltet wurden, waren zwei Abende ganz speziell sozialen Fragen gewidmet worden, bestritten von Frl. Andrée Kurz, Präsidentin der internationalen Vereinigung der Freundinnen junger Mädchen und Dr. Max Habicht vom Völkerbundssekretariat sowie Dr. Clara Campoamor, spanische Delegierte und Direktorin der öffentlichen Wohlfahrtspflege in Spanien.

Leider kann hier aus Raummangel das meiste gerade nur gestreift werden. Immerhin gedenken wir nach und nach in Spezialartikeln Vollständigeres über die Fragen, an denen Frauen interessiert sind, zu bieten, z. B. Rauschgifthandel, Sklavenhandel, Lage der Frauen in den Mandatsländern u. a. m.

Nationalität der Frau. Hier ist wieder ein Fortschritt zu buchen. Die Frage der Gleichberechtigung der Frau auf dem Gebiete der Nationalität soll auf der Tagesordnung der nächstjährigen Völkerbundsversammlung figurieren. Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit wieder einmal der Frau zu gedenken, die sich mit ganzer Seele der Durchführung dieser Forderung verschrieben hat und deshalb auch eigens zur Völkerbundsversammlung von den Vereinigten Staaten herüber gekommen ist. Es ist Dr. Alice Paul, jene Frau, deren glänzende juristische Gelehrsamkeit selbst einen amerikanischen Kronjuristen wie James Brown Scott in Bewunderung versetzen konnte.

Wir haben jedes Jahr Anlaß, auf das gesellschaftliche Leben rund um die Völkerbundsversammlung hinzuweisen. So benutzten auch heuer wieder die großen Frauenorganisationen die Gelegenheit zum Austausch von Ideen und zur regen Zusammenarbeit. Dies gilt in erster Linie vom Internationalen Stimmrechtsverband, vom Akademikerinnenverband, Internationalen Frauenrat, Abrüstungskomitees der Frauen, und es versteht sich, daß auch deren prominenteste Vertreterinnen auf dem Plan erschienen. Sie kennen sie eigentlich alle schon irgendwie: Mrs. Corbett Ashby, Mlle. Gourd, Lady Aberdeen, Miß Dingman, Mme. d'Arcizs, Mme. Malaterre-Sellier, Frau Adele Schreiber-Krieger, Frl. Dr. Schäfgen usw. Hierzu kommen die meisten weiblichen Völkerbundsdelegierten, die fast regelmäßig auch eine Rolle in nationalen oder internationalen Frauenorganisationen spielen wie die Fürstin Starhemberg, Gräfin Apponyi, Henni Forchhammer, Mme. Hubick etc. etc. Es ist natürlich, daß hier kleine Empfänge, Vertragsabende, gemeinsame Lunchs, zwanzigste Teenachmittage und dergleichen vorteilhaft dazu beitragen, um diese scheinbar zusammengewürfelte und doch durch viele gemeinsame Interessen verbundene Welt zu höchst angenehmem Gedankenaustausch zusammenzubringen, aber auch um eine breitere Oeffentlichkeit einschließlich der Diplomatenwelt und der Presse heranzuziehen und zu interessieren oder überhaupt neue Mitarbeiter zu gewinnen. — Dr. —s.

Die Chinesinnen in Genf.

Den Tagungen des Völkerbundes pflegen sich bekanntlich zahlreiche mehr oder weniger interessante Veranstaltungen anzuschließen, die entweder rein gesellschaftlichen Charakter tragen oder dazu dienen, die Erörterung aktueller, den Bund beschäftigenden Fragen in intimerem Kreise fortzusetzen.

Eine Ausnahme von der Regel bildete dieses Mal ein Tee, zu dem die Chinesen eingeladen hatten, der im Kursaal in den Räumen einer Ausstellung chinesischer Kunst stattfand und bei dem vorwiegend die Frauen die Honneurs machten.

Der chinesischen Delegation gehört eine Frau (Leiterin einer höheren Schule, namens Liu) an, deren Intelligenz und Sprachgewandtheit bereits in den Kommissionssitzungen gelegentlich des Frauenhandels in Erscheinung trat. Die übrigen Chinesinnen, jugendlich-anmutige Erscheinungen, erwiesen sich als Künstlerinnen und als gebildete, genau unterrichtete Kennerinnen der östlichen wie der westlichen Kultur. Es befanden sich Aerztinnen darunter, die gemeinsam mit ihren Männern ihr Studium in Deutschland absolviert hatten und im Begriff standen, sich in ihrem Lande als Kinderärztinnen niederzulassen; ebenso Malerinnen von Qualität. So war die zierliche, mit erlesenem Geschmack gekleidete Frau des Professors Liu Hai Sou, des Veranstalters der Ausstellung neben ihrem Mann mit einer Anzahl duftig und leicht auf Pergamentpapier hingezauberten Landschaften und Tierbildern vertreten. Auch sah man kostbare, von Frauen dekorierte, chinesische Porzellane. Ein zartes junges Mädchen mit nachdenklichen Augen berichtete von der ernsthaften musikalischen Ausbildung, die sie am Genfer Konservatorium genossen und die ihr einen ersten Preis für Orgelspiel und Komposition eingetragen hatte.

Auf verschiedene von uns an sie gerichtete Fragen erklärten sie übereinstimmend, daß im heutigen, modernen China im Allgemeinen die Frau als Kameradin des Mannes gilt, wenn auch vereinzelt noch Reste von Höherbewertung des Knaben vorhanden sind.

Mit besonderer Lebhaftigkeit wandten sich alle gegen die die Welt erfüllenden kriegerischen Ambitionen. E. M.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in der Schweiz.

(Zum Antrag des Vorstandes an der Tagung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine in Genf, 5. Oktober.)

E. B. Die Methoden, ansteckende Krankheiten in einem Volke zu bekämpfen und wenn möglich zu verhüten, sind sehr verschieden, müssen sehr verschieden sein je nach der Art der zu bekämpfenden Krankheit. Bei Ausbruch von Scharlach, Diphterie, Pocken u. a., also Krankheiten, die den Patienten sehr schnell arbeitsunfähig machen, ihn wegen hohen Fiebern, Schmerzen oder großer Schwäche in die Behandlung zwingen, ist meist eine sofortige Diagnose möglich, zugleich sofort einsetzende Behandlung, meist auch durch Spitalinternierung und damit Isolierung des Patienten. Solcherart kann die Krankheit planvoll bekämpft werden, der Patient der Heilung entgegengeführt und die Umgebung vor Ansteckung geschützt werden.

Anders liegen die Verhältnisse bei der Bekämpfung zweier Krankheitskategorien, die wir ihrer enormen Ausbreitung wegen als Volksgefahren, ja als Volksseuchen ansehen müssen. Es sind dies Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Beide übertragbar, beide oft längere Zeit vom Erkrankten nicht erkannt, beide oft erst im Monate oder sogar Jahre andauernder Behandlung zu heilen. Die Ziffern über Krankheit und Sterblichkeit an Tuberkulose gehen dank jahrzehntelanger planvoller Aufklärungsarbeit und systematischer Bekämpfung durch private und öffentliche Instanzen, wie auch durch die Gesetzgebung von Jahr zu Jahr zurück. 1933 betrug die Zahl der gemeldeten Todesfälle 4384 gegen 4747 im Jahre 1932 (1912 noch ca. 6300 Todesfälle.)

Auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten kann ein gleiches nicht gesagt werden. Zwar liegen keine umfassenden schweizerischen statistischen Angaben vor, die ein genaues Bild über die Verbreitung der beiden häufigsten Krankheiten

Gonorrhöe und Syphilis

gäben. Die maßgebenden Kreise sprechen aber von einer in gewissen Kantonen beobachteten Zunahme, die — so melden z. B. einzelne Sektionen der Vereinigung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten — ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben scheint. Tatsache ist, daß in den Städten starke Zunahme der in den Kliniken Behandelten konstatiert wird. (So verzeichnet z. B. die Dermatologische Klinik in Zürich auf ihrer Frauenabteilung im Jahre 1933 64 mehr Fälle von Syphilis und 75 mehr Fälle von Gonorrhöe als im Jahre 1932. Auch die Zahl der ambulanten Fälle — es werden täglich ca. 80—100 Männer und ebenso viel Frauen in der Poliklinik behandelt — ist gewachsen. Diese Zunahme kann aber sehr wohl auch infolge

stärkeren Behandlungszwanges,

verschärfter Kontrolle eingetreten sein und läßt nicht ohne weiteres auf Zunahme der Krankheit schließen. Daß aber die Geschlechtskrankheiten außerordentlich stark verbreitet sind, daß sie unsäglich viel Not dem einzelnen Betroffenen, Verzweiflung in ungezählten Familien bringen, davon wissen Aerzte, Armenpfleger und Fürsorgerinnen weit mehr als die vielen, die wenig oder nie diesen Fragen Gehör schenken, weil ein gütiges Schicksal ihnen ersparte, persönlich betroffen worden zu sein.

Die Not ist groß, sie ist die Not vieler verlassener Mädchen — nicht von ungefähr sind unter den zur Behandlung in Spitälern Internierten so viele Dienstmädchen — sie ist aber auch die Not von vielen unberatenen jungen Männern, die Not von Ehefrauen, welche jahrelang an Uebeln schleppen müssen, die Not von Ehepaaren, denen Kinder versagt bleiben, Not auch von Kindern, die sich durch jahrelanges Krankseinschleppen müssen. Diese Not zu mildern, die Krankheit in methodischem Feldzug zu bekämpfen, ist Aufgabe von uns allen.

Aber was ist zu tun? Die Schweizer. Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wendet sich heute an die Frauen zur stärkeren Mitarbeit, sie bittet den Bund Schweizer. Frauenvereine um ständige Zusammenarbeit, die ihm wohl nicht versagt werden wird. Denn seit den Zeiten, da die opfermutige Josephine Butler die Frauen aller Länder aufrief zum Kampfe gegen Prostitution und Mädchenhandel, seit fünf Jahrzehnten haben immer Frauen auf dem Gebiete der Bekämpfung der doppelten Moral, der Fürsorge für gefährdete entgleiste und erkrankte Mädchen und Frauen gearbeitet.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist aber nicht nur auf fürsorgerischem Boden zu führen. Wissenschaft, Fürsorge und Gesetzgebung müssen — wie bei der Tuberkulose — Hand in Hand gehen. Aerzte, gemeinnützige Kreise, Juristen, Verwaltungsbeamte, alle haben sie an ihrem Platz ihren Teil zu tun, soll das Ganze einen Schritt vorwärts gehen. Und es ist schon mancher verheißungsvolle Anfang da:

Wissenschaftlicher Forschung — wir denken dabei vor allem dankbar an Prof. Ehrlich u. seine Mitarbeiter — ist es gelungen, Diagnose und Heilung der Syphilis zu ermöglichen; gemeinnütziger Sinn von verantwortungsbewußten Männern und Frauen hat notwendige Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen, eine geschulte Aerzteschaft steht für die Behandlung zur Verfügung, Fürsorgerinnen nehmen sich in zahlreichen Fällen der Erkrankten an. Und schließlich kennen wir gesetzgeberische Maßnahmen, welche, wo immer sie energisch und taktvoll zugleich angewandt werden, zur notwendigsten und unerläßlichen Grundlage für sinnvolles und methodisches Zusammenarbeiten aller Kräfte werden.

Doch auf dem Gebiete der Gesetzgebung ist noch viele Arbeit ungetan. In unserer Nr. 37 haben wir von einer Eingabe der Konferenz der Sanitätsdirektoren an den Bundesrat berichtet, die

ein Bundesgesetz

zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verlangt. Vorgängig der Schaffung eines solchen Gesetzes wird es Sache der Kantone sein, ihre kantonalen Gesetze weiterhin in dieser Hinsicht auszubauen. Wir wissen „des Bundes Mühlen mahlen langsam" und schon oft ist ein eidgenössisches Gesetz nach jahrzehntelanger Vorarbeit erst dann zustande gekommen, wenn die Gesetzgebung und die ihr zufolge ermöglichte praktische Erfahrung in fortschrittlichen Kantonen schon beispielhaft und anregend auf andere Kantone gewirkt hatte. Wertvolle derartige Arbeit wird schon jetzt

in einigen Kantonen

geleistet.

Auf das neue und scharfe Gesetz des Kantons Luzern haben wir schon hingewiesen. Darnach haben sich „Kranke, die andere durch Uebertragung gesundheitlich gefährden könnten, zur Beseitigung der Ansteckungsgefahr ärztlich behandeln zu lassen. Andernfalls sie eine Geldbuße bis zu 1000 Fr. oder Gefängnis bis zu sechs Monaten zu gewärtigen haben."

Im Kanton Genf können Geschlechtskranke, die eine Ansteckungsgefahr bedeuten, dem Chefarzt der Sanitätsdirektion gemeldet werden, welcher dann die nötigen Maßnahmen ergreift.

Auch St. Gallen geht ähnlich vor.

In der Stadt Zürich wird ebenfalls versucht, durch zwangsweise Einweisung zur Behandlung die Krankheit einzudämmen. Zufolge einer kantonalen „Verordnung betreffend die örtlichen Gesundheitsbehörden" von 1883, darinnen Maßregeln gegen Krankheiten und Seuchen — auch die Syphilis ist genannt — geboten werden, mit dem Wortlaut: „Die zur Verhütung einer Ausbreitung der Krankheiten notwendigen Maßregeln sind zu treffen," geht heute die städtische Gesundheitsbehörde gegen die Krankheit vor. Wenn ihr von Erkrankten gemeldet wird, die einem weiteren Kreise Gefährdung bedeuten, werden die Erkrankten vorgeladen. Zuerst in taktvoller Art ohne Nennung der Behörde, in geschlossenem Briefe, erst nach wiederholter und vergeblicher Vorladung erfolgt polizeiliche Zuführung und bei Notwendigkeit, zwangsweise Internierung. Behandlung durch Kassenarzt oder Privatarzt ist überall freigestellt, wo diese durchgeführt wird.

Auch Baselstadt handelt nach ähnlichen Methoden. Im Kanton Wallis wurde vom Staatsrat ein Beschluß gefaßt, durch den die obligatorische Behandlung ansteckungsgefährlicher Geschlechtskranker ausdrücklich als zulässig erklärt wird. Der Kanton Waadt hat in sein Gesetz über die Sanitätsorganisation bereits eine Bestimmung aufgenommen, die, sofern es die Volksgesundheit erfordere, die obligatorische Behandlung gewisser ansteckungsgefährlicher Geschlechtskrankheiten ermögliche.

Offenbar wird, wie schon erwähnt, in nächster Zeit das von den Sanitätsdirektoren gewünschte Bundesgesetz noch nicht geschaffen werden können — der Bund scheut wohl auch die damit unmittelbar verbundenen großen Ausgaben. Immerhin hat das Gesundheitsdepartement in Bern auf Wunsch der Schweizer. Vereinigung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten eine Konferenz von Fachleuten einberufen, die dafür eintrat, daß die Initiative den Kantonen vorläufig überlassen werden solle, die sodann eine besondere Kommission mit der Ausarbeitung eines Gesetzesentwurfes zuhanden der Kantone beauftragte. Der 1933 entworfene und dann vom Departement des Innern den Kantonen zugesandte Entwurf lautet:

„Geschlechtskranke, die sich ihres Leidens bewußt sind, die Behandlung desselben aber vernachlässigen und dadurch eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellen, sind nach vorangegangener nutzloser Verwarnung durch den behandelnden Arzt und eine offizielle Behörde (Kan-

---

ritz dieses Hüteramt versehen und nur ein einziges Mal hat seine Wachsamkeit versagt.

In unserer Stube stand ein schweres Büfett aus Eichenholz. Eine der Mutterkatzen, „Kaputzchen" genannt, hatte den niedrigen und dunklen Raum unterm Büfett dazu auserlesen, um sein Junges das „Bärlein", unterzubringen. Eines Nachmittags war Kaputzchen vorsichtig zur Türe hereingekommen das Junge im Maul, hatte es unter das Büfett geschoben und sich davor gesetzt. Und schon war Moritzli da, der sich auf der andern Seite niederließ, um genau wie Kaputzchen darauf aufzupassen, daß Bärlein nirgendwo hervorkroch. So wie es nur seinen komisch dicken Kopf unter dem Möbel hervorstreckte, stand eines der beiden Tiere auf und versetzte ihm einen kleinen Tatzenschlag, der es wieder zurücktrieb.

Gegen Abend entfernte sich Kaputzchen. Moritz wartete noch eine Weile, dann ging auch er weg, um sich in der Küche nach dem Tellerchen mit Fleisch umzusehen. Vielleicht glaubten beide, daß Bärlein schlafe. Aber es schien bloß auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Auf unsichern Beinchen kam es hervorgekrochen, wankte durch das Zimmer, torkelte weiter,, gelangte durch die offene Balkontüre hinaus,, kroch unter dem Gitter durch, stürzte auf die Straße und endete sein kurzes, vorwitziges Dasein zerplatzt auf dem großen Hut einer älteren Dame, die das Unglück hatte, in gerade diesem Augenblick am Haus vorüberzugehen.

Das Ende von Moritz entsprach dem sanften und gutherzigen Charakter dieses freundlichen Tieres.

Im Spätherbst zeigte sich eine fremde Katze in unserm Garten. Sie war schwer krank, vom Kopf bis zum Schwanz mit Schorf und Räude bedeckt. Sie schleppte sich matt durch die Beete und stieß dumpfe Jammerlaute aus. Schon bei den allerersten Klagetönen war Moritz zur Stelle. Er ging mit hocherhobenem Schwanz mehrmals um das arme Tier herum,, setzte sich neben die Kranke und begann ihr das Fell zu lecken. Die Katze klagte nicht mehr; sie hielt ganz still, schnurrte sogar leise. Am andern Morgen fanden wir sie mit eingegrabenem Kopf in einem der Gartenbeete; sie hatte sich selbst den Tod beigebracht. Moritz schlich bedrückt umher. Er schien sie voller Trauer zu suchen. Nach kaum zwei Wochen zeigte sich auf seinem Fell der selbe Schorf. Aber er wartete nicht das Ende seiner Qualen ab: er wühlte sich unterm Holunderbaum mit dem Kopf in die Erde, genau so, wie das andere Tier es vor ihm getan hatte.

o

Von allen Tieren, die ich jemals besessen habe, ist keines charaktervoller, selbstsüchtiger, leidenschaftlicher und eigensinniger gewesen als Mutz.

Mutz lebt heute noch; und ich freue mich, einmal von einem Tier den Tod nicht melden zu müssen, wenn ich auch fürchten muß, daß Mutz ein einsames Ende nehmen wird.

Flämmchen war totgebissen worden und Lichtchen hatte unter einem Auto geendet — da wurden mir an einem warmen Sommerabend zwei junge Kätzchen auf einmal ins Haus getragen: Ein elegantes dreifarbiges Tier mit hohen weißen Stiefelchen, wie ein junges Pferdchen anzusehen, wenn es seine langen Galoppaden ausführte, und ein geringes, graues Geschöpf, das mir aber hochtrabend als „Angorakatze" angekündigt worden war.

„Was ist denn bitte Angora an ihr?", fragte ich etwas enttäuscht.

„Die langen Haare, die noch kommen werden. Das eigentliche Merkmal ihrer ausgezeichneten Rasse sind vier schwarze Pfoten."

Die Pfoten stimmten, aber die langen Haare kamen nie. Nein,, sie blieben sogar ganz besonders kurz und zozusagen schäbig. Es war das geringste und unansehnlichste Kätzchen, das ich je im Haus beherbergt hatte. Es wurde schlechtweg „Mutz" genannt, während die vornehm farbige Schwester den stolzen Namen „Spiegel" erhielt.

Im Keller stand das Bettchen der beiden und es dauerte nicht lange, so merkte ich etwas. Nämlich,, wenn ich die Milch hinuntertrug, so empfingen mich zwar beide mit demselben Freudengeheul, aber während Spiegelchen sich mit Selbstverständlichkeit an das Trinken machte,, fragte mich Mutz zuerst: „Bleibst du dabei?" Blieb ich, so war alles in Ordnung, und Mutz trank, nein sofi, mit zwei Beinen im Teller, alles in sich hinein, wobei Spiegelchen glatt verdrängt wurde. Machte ich aber bloß Miene wegzugehen,, so lief mir Mutz nach, ließ die Milch stehn und wollte vom Trinken nichts mehr wissen.

Nun besaß ich damals eine junge Münsterländerhündin mit seidenweichem Haar, die Katzen sehr liebte und ihnen nichts zuleide tat, außer, daß sie ihnen so oft wie nur möglich das Futter wegfraß und sie im ganzen etwas komisch fand, besonders Mutz, die in einer Weise erfüllt war von gespreiztem Selbstgefühl, daß wir unwillkürlich mit „er" von ihr sprachen. Wir sagten: Der Mutz hat Junge bekommen; er kann gut säugen.

„Almas" Ansichten über Freundschaft wurden von Mutz nicht immer geteilt. Er liebt es nicht, wenn Alma ihre große Nase unter seinen Schwanz schob,, was Mutz unanständig vorkam. Dabei war Mutz klein und zierlich, Alma groß und täppisch. Sie konnte mit ihrer Nase Mutz vor sich herschieben,, die Treppe hinauf und Mutz fand das nicht angenehm. Als aber Alma das Spiel einmal zu weit trieb, daß sie Mutz mit der Nase die halbe Kellerwand hinaufbeförderte, stieß Mutz einen abgrundtiefen Schrei aus,, lief mit gesträubtem Fell, als hätte er den Teufel gesehn, in den Garten hinaus, und hinter den Himbeerbüschen durch wie aus dem Rohr geschossen. Der seltsame Schrei hatte mich aus dem Haus gerufen; ich eilte Mutz nach und rief nach ihm. Er kehrte um, kam hergelaufen bis vor meine Füße und fiel da glatt um. Ich dachte nicht anders,, als Mutz müßte schwer verletzt sein, tastete vorsichtig seinen Körper ab, konnte nichts Gebrochenes entdecken und stellte ihn vorsichtig auf seine Beine. Mutz fiel wieder um. Er war bockstei und ließ die Zunge hängen. Jetzt merkte ich, daß Mutz einen Nervenschock erlitten hatte. Ich legte ihn auf meine Knie und begann ihn zu liebkosen. Alma setzte sich daneben und sah ohne geringste Gewissensbisse sichtbar vergnügt der Heilung zu. Sie nahm Mutz auch jetzt nicht ernst. Nach einigem Streicheln verlor sich die Steifheit, die ganz glasigen Augen bekamen wieder Leben, Mutz rührte sich, fing weinerlich: „Bitte, was ist denn geschehn?", trank etwas Milch aus meiner Hand und war wieder gesund.

„Hysterischer Kerl", sagte Alma, mit fast menschlicher Deutlichkeit.

Aus dem Erlebnis zog Mutz die Erfahrung, daß Alma nicht bösartig sei; Alma ihrerseits gewöhnte sich an,, Mutz als „komischer Kauz" zu betrachten. Sie gingen miteinander durch dick und dünn, schliefen beisammen, stahlen sich gegenseitig die besten Stücke,, saßen auf der selben Treppenstufe im Morgensonnenschein und wärmten sich den Pelz; und so wie ich im Garten erschien, erhoben sich beide, setzten sich das eine rechts, das andere links von mir, und wenn ich aufstand, trotteten mir beide nach, während Spiegelchen, als selbständige kleine Person, mit den zierlichsten Sprüngen der Welt, im Rasen Schmetterlinge fing.

Bei den Abendspaziergängen über den Hügel begleiteten mich beide, Mutz und Alma, mit großer Feierlichkeit, doch ging Mutz an ängstlich zu schreien,, wenn ich mich einige Schritte weiter vom Haus entfernte,, als meine Gewohnheit war. Er stand dann

konsarzt, Bezirksarzt, Fürsorgestelle etc.) der obligatorischen sachgemäßen Behandlung, wenn nötig Hospitalisierung zuzuführen.

Bei Bedürftigkeit wird der Kanton für die Behandlungskosten aufkommen.

Ortsfremde Geschlechtskranke sollen erst nach erfolgter Behandlung und nach Erlöschen der ansteckenden Symptome, speziell bei der Syphilis, nach Hause befördert werden."

Es wird nun Aufgabe der kantonalen und kommunalen Behörden sein, nach dem Muster der vorangeschrittenen Kantone ihrerseits ähnliches zu unternehmen. Da solcher Fortschritt kaum jemals durch den Druck der öffentlichen Meinung, sondern durch energische und unermüdliche Initiative Einzelner zustande kommt, dürfte es auch Sache einzelner Frauen sein, da, wo sie Einfluß haben, ihn für diese Sache geltend zu machen.

Es sei einer späteren Betrachtung vorbehalten, von der Mitarbeit der Frauen in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im besonderen zu sprechen. Daß wir Frauen in der Vereinigung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, ihrem Vorstand und ihren Sektionen wertvolle Mitkämpfer haben werden, bezeugen die Worte, mit denen Dr. Max Winkler, der bisherige Präsident seinen Jahresbericht 1933/34 abschloß: „Wir wollen unbekümmert um Gunst oder Mißgunst unserem Stande gegenüber den Kampf gegen die venerische Seuche weiterführen. Wenn es auch langsam vorwärts geht, und Rückschläge weiterhin zu erwarten sind, so dürfen wir das Endziel — die Ausrottung der Syphilis — nicht aus den Augen verlieren. Daß das Ziel hochgesteckt ist, wissen wir, daß es aber zu erreichen nicht unmöglich ist, beweist die Geschichte der Lepra."

Reform im Krankenhaus.

Nach Feststellungen der Universitätsklinik Zürich weisen in der medizinischen Männerabteilung des Kantonsspitals bis zu einem Drittel der Patienten Schädigungen infolge Alkoholismus auf. Da nun die Bekämpfung des chronischen Alkoholismus in keinem günstigeren Augenblicke einsetzen kann, als beim Spitalaufenthalt, und da erfahrungsgemäß die Einstellung des Krankenhauses zum Alkoholgenuß auf die Patienten einen nachhaltigen Einfluß ausübt, hat die medizinische Klinik des Kantonsspitals Zürich seit mehreren Jahren alle alkoholischen Getränke aus der Kostordnung gestrichen. Direktor Prof Naegeli gab dazu folgende Erklärung ab:

„Auf der medizinischen Klinik des Kantonsspitals Zürich besteht seit vielen Jahren das Alkoholverbot. Die Klinik stellt sich damit eindeutig auf den Standpunkt, daß Verabreichung von Alkohol als Nahrungs- und Genußmittel nie, als Medikament nur auf besondere Indikation gestattet werden soll und kann."

An bekömmlichen Ersatzgetränken fehlt es heute nicht mehr. So tritt neuestens der Wiener Mediziner Prof. C. von Noorden, ein führender Fachmann auf dem Gebiete der Diätetik, entschieden für die unvergorenen Obstsäfte ein: er sagt von diesen, daß sie dem Arzte breite Möglichkeiten nützlicher Anwendung bieten.

Mädchenbildung in Deutschland.

Die große Umwälzung in Deutschland hat selbstverständlich auch das Schulwesen ergriffen. Hier kann ja die „Umformung des deutschen Menschen," die sich der Nationalsozialismus vorgenommen hat, am besten einsetzen. Wie dieser Mensch „umgeformt" werden soll, ist wohl noch nicht so ganz klar, eins aber ist sicher: Der Mensch, wie der ganze Stand soll auf den höchsten Grad von Kriegstüchtigkeit gebracht werden. Dies verlangt eine gewisse Primitivität: Nicht denken, gehorchen soll der deutsche Mensch; er soll auch nicht fordern, sondern anspruchslos sein; und er soll einen starken, gesunden, widerstandsfähigen Körper haben.

Dies alles wird für die Mädchenbildung auf die Formel gebracht: das deutsche Mädchen ist zur deutschen Frau zu erziehen. Auch hier ist das „wie" noch eine ungelöste Frage, vor der viele deutsche Frauen in angstvoller Sorge stehen. Denn sie sehen bisher wohl, was das deutsche Mädchen nicht mehr soll, über das, was es soll, herrscht aber noch geringe Klarheit. — Es soll vor allem aus nicht mehr studieren. Von den Mädchen, welche die Reifeprüfung bestanden haben, wird nur eine ganz kleine Auslese zum Studium zugelassen, in Bremen waren es z. B. 10 von 110 Abiturientinnen. Wie weit den Mädchen der Besuch des Gymnasiums in Zukunft noch gestattet wird, weiß man noch nicht. Einem Bericht des Reichsfachleiters der Lehrer an höhern Schulen über die kommende Neuordnung der höhern Schulen entnehmen wir folgendes:

„Der Schulaufbau soll eine wesentliche Vereinfachung bringen. Es soll eine Normalschule mit Englisch als erste Fremdsprache kommen. Auf der Mittelstufe könne dann eine zweite und auf der Oberstufe vielleicht wahlfrei eine dritte Fremdsprache dazu kommen. Gymnasien alten Stils sollen höchstens an größeren Orten mit mehreren Schulen zulässig sein. Für die Mädchenausbildung sei das Ziel, die deutschen Mädchen zu deutschen Frauen zu erziehen, das allein Ausschlaggebende. Als einzige Form sei das Oberlyzeum zuzulassen, und als Normalform habe die Frauenoberschule zu gelten."

Oberlyzeum und Frauen-Oberschule entsprechen ungefähr unsern Töchterschulen und Fortbildungsklassen sprachlicher und hauswirtschaftlicher Richtung. Sie bereiten hauptsächlich auf soziale und hauswirtschaftliche Berufe vor. Man hat den Eindruck, daß nun eine wahre Flutwelle sich in diese Berufsarten drängt, und man fragt sich kopfschüttelnd, wo alle diese Sozialarbeiterinnen, Hausbeamtinnen usw. einmal ihr Brot finden sollen. Gewiß hat es in den letzten Jahren in Deutschland zu viele Akademiker — Frauen und Männer — gegeben; aber ebenso gewiß ist es, daß heute die Mode der „weiblichen Berufe" wiederum die richtige Verteilung der weiblichen Kräfte auf die verschiedenen Berufsgebiete verhängnisvoll stört. Der Gedanke, alle diese Mädchen, sei es als Hausfrauen, sei es als Haushelfinnen, usw., unterbringen zu können, sollte doch, angesichts der immer gedrückter werdenden Lebenshaltung des deutschen Volkes, auch dem größten Optimisten als schöner Traum erscheinen.

Selbstverständlich beschäftigt die Frage der Mädchenbildung die deutschen Frauen sehr stark. Der Reichsverband deutscher Hausfrauen möchte, „daß die Familie wieder ganz anders als bisher in die Erziehung für die hauswirtschaftlichen und hausmütterlichen Aufgaben eingebaut und daß diese Familienerziehung in den Plan der Schule eingeschaltet werde." Konkretere Vorschläge für diesen „Einbau" werden aber nicht gemacht. (Vorläufig hat man vielmehr den Eindruck, die Kinder würden aus der Familie herausgenommen) — Gertrud Bäumer, die aus ihrer ganzen Wesensart heraus das Recht und die Notwendigkeit für den weiblichen Menschen verteidigen muß, seine geistigen Kräfte ausbilden und entfalten zu dürfen, warnt davor, sich von der gegenwärtigen geistfeindlichen Strömung mitreißen zu lassen.

Die deutschen Lehrerinnen haben zwei Positionen zu verteidigen, wie sie seinerzeit zwei zu erobern hatten: Die Bildung der Mädchen und ihr, der Lehrerinnen, Recht, bei der Mädchenbildung ausschlaggebend mitzuwirken. Daß die Stellung der Lehrerin an der Mädchenschule in einem so ausgesprochen männlichen Staat, wie es das heutige Deutschland ist, angegriffen wird, muß nicht verwundern. Abgesehen davon, daß ohne Zweifel „die deutsche Frau" nur mit Hilfe des Mannes geformt werden kann, spricht natürlich auch hier, wie bei jeder Revolution der Wunsch, zu Amt und Würden zu kommen, gewichtig mit. «Ote-toi que je m'y mette!» sagt der Kollege zur Kollegin. So hat z. B. in Hamburg ein Massenabbau weiblicher Lehrkräfte stattgehabt, und in Preußen hat der Herr Unterrichtsminister verfügt, daß „der Anteil zwischen männlichen und weiblichen Lehrkräften an höhern Schulen für die weibliche Jugend künftig auf 3:2 festgesetzt sei". Der Kampf wird den Lehrerinnen dadurch sehr erschwert, daß ihre Berufsorganisation zerschlagen wurde und ihr Fachblatt, die „Deutsche Lehrerinnenzeitung", nicht mehr erscheint. Sie sind nun mit allen deutschen Lehrern im nationalsozialistischen Lehrerbund organisiert, wo sie als verschwindende Minderheit geringen Einfluß haben.

Es bleibt nur zu hoffen, daß auch im Dritten Reich noch genug Frauen sich ihren klaren Blick bewahrt haben und den Mut aufbringen, für die geistigen Ansprüche der weiblichen Jugend sich zu wehren, damit diese nicht einem mit dem schönen Namen „Gemeinschaft" verbrämten Egoismus zum Opfer fallen.

E.

Was sagt die Leserin?

Unserer Aufforderung in Nr 33 Folge leistend, aus eigener Erfahrung etwas zum Thema „Berufsarbeit als Lehre für Geld- und Zeitverbrauch zu melden sendet uns eine Berufstätige, die ihre Kindheit zum Teil als Auslandschweizerin in Deutschland verlebte folgende Ausführungen:

Wie ich lernte Zeit und Geld einzuteilen.

Zeit und Geld sind uns als wertvolles Gut zur Verwaltung anvertraut und wir müssen beides richtig nützen lernen. Nur ein auf überlegter Plan unserer Arbeits- und Freizeit und ein genau berechnetes Budget erlauben uns, aus Zeit und Geld so viel wie möglich herauszubringen, und eine sorgfältige Buchführung zeigt uns, ob und wo wir falsch gewirtschaftet haben.

Während der ersten Schuljahre erhielt ich ein kleines Taschengeld für Federn, Bleistifte, Radiergummi, Löschblätter usw. Das „Ausgabenheft" mußte jeden Monat genau und sauber geführt den Eltern vorgelegt werden, und nur wenn es „stimmte" bekam ich neues Taschengeld.

Im Laufe der Lehrjahre waren meine Einnahmen auch meist knapp bemessen und ich hätte ohne vorherige Ueberlegung und Einteilung nicht immer damit auskommen können. Außerdem fiel dies in die Zeit der deutschen Geldentwertung, wo man nie sicher war ob eine Banknote am nächsten Tag noch Kaufkraft haben würde. Oft war ich gezwungen anfangs des Monats alles zu besorgen, was ich für die nächsten 4 Wochen nötig hatte. An Ersparnisse war natürlich während dieser Periode nicht zu denken. Andererseits, wenn ich in der Schule den Begriff der hohen Zahlen nicht ganz erfaßt hatte wurde er mir während der Inflationszeit wohl klar. Die Not lehrte mich sparen und ist wohl in dieser Hinsicht die beste Meisterin.

Was die Zeiteinteilung betrifft, so habe ich diese auch schon früh gelernt. Als Kind mußte ich vor der Schule mein Bett machen, den Waschtisch reinigen und das Zimmer in Ordnung hinterlassen. Während der Morgentoilette lernten wir französisch sprechen, beim Geschirrabtrocknen wurden Liederverse oder Gedichte wiederholt. Manche Lehrerin erlaubte uns während ihrer Schulstunden Soldatensocken zu stricken, wenn wir nebenbei genügend aufpassen konnten. Zuhause mußten wir die Zeit gut einteilen, um zwischen Schule, Aufgaben, einiger Mithilfe in Wirtschaft und Garten noch Zeit zum Vergnügen zu finden.

In der Frauenschule war genaue Regelung unserer Arbeits- und Freizeit eine große Notwendigkeit. Neben den täglichen Pflichten gabs Kurse ins Reine zu schreiben, Kleider und Wäsche in Ordnung zu unterhalten auch wollten wir von Zeit zu Zeit einen fröhlichen Abend veranstalten, ohne daß dadurch die Pflichten vernachlässigt werden durften.

Trotzdem war bei all dieser Zeiteinteilung doch meist ein gewisser Zwang der Eltern oder Erzieher vorhanden, und wir spürten selbst noch nicht die volle Verantwortung auf uns lasten. Jedoch, nachdem ich von klein auf an solch planmäßige Arbeit gewöhnt werden war, wurde es mir später ein Leichtes, meinen Tag selbst einzuteilen. Während der Berufsarbeit habe ich dann noch vieles dazu gelernt.

Wir können jedoch auch zuviel aus unserer Zeit herausschlagen wollen. So z. B. wenn wir zugleich den Grammophon laufen lassen, ein Buch lesen, stricken und wohl gar noch eine Zigarette rauchen. Hüten wir uns davor, unsere Zeit so „auszunützen" denn das Resultat leidet darunter: Entweder genießen wir die Musik nicht, der Inhalt des Buches kommt nicht ganz zur Geltung, die Handarbeit muß wieder aufgetrennt werden oder wir verbrennen mit der Zigarette das Tischtuch. Auf diese Weise zerbluttern wir unsere Kraft und ziehen keinen Nutzen aus der Zeit.

Nur wenn wir versehen aus den zur Verfügung stehenden Mitteln an Zeit und Geld ein Maximum von Leistung herausziehen, können wir unsere Arbeit mit Liebe und Freude tun und kann sie uns gelingen.

i. t.

Bücher zur Frauenberufsfrage.

Im Rahmen der „Berner wirtschaftswissenschaftlichen Abhandlungen" hat der Verlag Paul Haupt in Bern u. a. folgende Arbeiten herausgegeben:

I.

Dr. Olga v. Segesser: Die berufliche Ausbildung der Frau im Gewerbe unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Kanton Bern.

Nach einer knappen Uebersicht über die Stellung der Frau im schweizerischen Erwerbsleben und, daraus abgeleitet, über die Bedeutung einer guten Berufslehre gibt die Verfasserin einen kurzen Abriß der gewerblichen Tätigkeit seit ihrem Bestehen.

Eingehend werden die Verhältnisse in den Meisterlehren geschildert, denn sie machen ja den größten Teil aller Lehrverhältnisse aus. Vor allem ist eine Zusammenstellung einzelner Vertragsbestimmungen interessant, wie sie in den letzten Jahren üblich waren. Da fällt die außerordentlich verschiedene Regelung der Abmachungen über Ferien, Arbeitszeit, Dauer der Lehrzeit, Lehrgeld und Entlöhnung auf, die zum Teil stark abhängig sind vom Wohnort der Lehrmeisterin (Stadt oder Land), von der Qualität des Lehrortes und anderen Faktoren. Man kann sich aber des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß hie und da auch eine gewisse Willkür der Lehrmeisterinnen herrscht. Da das Ansehen der gewerblichen Berufe nach außen, aber auch das der berufswählenden Mädchen, ziemlich stark von solchen Bestimmungen abhängig ist, wäre es sicher im Interesse der Meisterinnen wie der Volkswirtschaft, wenn in den Berufsverbänden diese Zusammenhänge immer wieder den Mitgliedern vor Augen geführt würden und eine gewisse Norm entstünde.

Die Regelung des beruflichen Unterrichtes und der Lehrabschlußprüfungen hängt stark mit dem eidgenössischen Berufsbildungsgesetz zusammen und wird in den einzelnen Kantonen immer weniger von einander abweichen.

In einem nächsten Abschnitt finden die Möglichkeiten der beruflichen Ausbildung an den verschiedenen Fachschulen, die in der Schweiz bestehen — auch ihre Vor- und Nachteile — eine Würdigung.

Weil eine richtige Berufsauslese für die Qualität des beruflichen Nachwuchses eine entscheidende Rolle spielt wird am Schluß der Arbeit auch die Aufgabe und die Arbeitsweise der Berufsberatung erörtert.

A. Fisler.

II.

„Die Schweizerfrau im Handels- und Büroberuf" von Dr. Beatrice Galli.

Die klare, wertvolle Arbeit stellt sich zur Aufgabe, die Frauenarbeit im Handels- und Büroberuf und die sich daraus für die Frauen einerseits und die Volkswirtschaft anderseits ergebenden Probleme darzustellen. Der Anlaß zur Bearbeitung dieses Themas bot der Verfasserin der heftig entbrannte Kampf gegen die Frauenarbeit in den Angestelltenberufen, der Kampf, welcher in den Schlagworten von der „Verdrängung der Männerarbeit", vom „Doppelverdienertum" und vom „Fehlen eines wirtschaftlichen Zwanges" geführt wird. An Hand von Zahlenmaterial weist die Verfasserin nach, daß Gründe, wie der Frauenüberschuß, die Verschlechterung der Heiratschancen u. a. m. die Mädchen des Mittelstandes zum Erwerbsberuf drängen. Genaue Untersuchungen ermitteln den Umfang der Frauenarbeit in Handel und Verwaltung. Die allgemein niedrige Entlöhnung der Frauenarbeit gilt auch für die Frau im Handel und wird hier mit genauen Zahlen belegt.

Die Verfasserin kommt mit ihren Erhebungen zum Schluß, daß die Frauenarbeit im Handel notwendig und berechtigt sei, ja sie ist sogar der Meinung, daß die Wirtschaft auf dem besten Wege sei, der Frau neue große Arbeitsgebiete zu erschließen, ihr Betriebspersonal zu vervielfachen.

A. J.

Stoßseufzer aus alter Zeit über die nichtigen Eitelkeiten des Weibes.

Aus dem Buch der Beispiele.*

Dem spanischen Text des 14. Jahrhunderts nacherzählt von Otto Fender.

Es steht geschrieben, daß ein heiliger Mönch seine Schwester nicht empfangen wollte, weil sie bemalt und mit Flitter behangen zu ihm kam. Er ließ ihr sagen, sie sei ein wahres Teufelsnetz. Sie wurde darob aber voll Scham und Reue und antwortete ihm, er möge ihre Person verachten, nur solle er das nicht auch auf ihre Seele ausdehnen, sie sei bereit, alles zu tun, was er verlange. Da kam er sogleich voller Freude herbei und befahl ihr, in Zukunft keine so eitlen Kleider mehr zu tragen, noch sich zu bemalen. Sie tat nach seinem Geheiß und änderte Kleidung und Gebaren, also daß die, so sie kannten, sich darüber verwunderten.

Das Weib muß die Hilfe und Stütze ihres Mannes und ebenso der Mann des Weibes sein. Statt dessen suchen die Männer viele Reichtümer zu gewinnen, denn sie müssen die Wünsche ihrer

* El libro de los ejemplos = das Buch der Beispiele Alte, teils durch die Mauren in Spanien bekannt gewordene Geschichten, Märchen und Legenden

Nagomaltor, ein Nervenstärker, Kraft- u. Energiespender. Neu! Große Büchse halbfüß 2.50. Nago Olten. 34/7 P2On

BASEL

P 1489-1 Q **Hotel Baslerhof**

Christliches Hospiz, Aeschenvorstadt 35

Bestbesuchtes Familienhotel. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließendem Wasser von Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration. Eigene Konditorei. Reduzierte Preise.

---

vor mich hin, versperrte mir den Weg, lief schreiend ein paar Schritte in der Richtung des Hauses und kehrte zu mir zurück, ein Manöver, das Alma als gutgespielte Komödie vergnügt mit ansah.

Am meisten betrübte es Mutz, daß er nicht wie Alma in die Stadt mitkommen konnte. Dann begleitete er mich bis unterhalb der Treppen, die den Hügel hinabführten. Dort setzte er sich hinter die Hecke und rief mir einmal übers andere nach:

„Komm ja wieder, komm ja recht bald wieder!"

Hinter der Hecke saß und wartete Mutz noch, wenn ich nach zwei oder mehr Stunden nach Hause kam. Er erkannte meinen Schritt von weitem, schoß freudeschreiend hervor, zog mit triumphierend aufgepflanztem Schwanz wie ein Fahnenträger vor mir her nach Hause. Mutz kannte alle Glieder der Familie und sagte ihnen hinter der Hecke hervor mit kleiner Stimme guten Tag. Und wenn er meinen Mann kommen sah, sagte er zu ihm: „Beeile dich nur ja nicht, deine Frau ist noch immer nicht zurück." Aber die Ehre des Nachhausebegleitens hat Mutz keinem erwiesen außer mir.

(Schluß folgt.)

Anna.

Bilder aus dem Leben einer Kleinbäuerin.

Seit Anna in meinem Hause die Wäsche besorgte, war diese in guten Händen. Anna war jung, Anna war stark, hatte ein breites, gutmütiges Gesicht und Arme, die das Schaffen kannten. Sie hatte in guten Häusern gedient. Dann wurden ihre betagten Eltern so leidend, daß jemand das Heimwesen leiten mußte. Anna als die Aelteste übernahm diese Pflicht als etwas Selbstverständliches. Das „Heimetli" bestand wohl nur aus einem Häuschen, in dem die Eltern, Anna und ihre jüngeren Geschwister wohnten, einem großen Gemüsegarten und einem Stall für Hühner und Ziegen. Die Geschwister kamen nach und nach in Stellen als Knechte und Mägde, nur Peter, der Taubstumme und zeitweise etwas Geistesgestörte war immer zu Hause und mußte seine Aufsicht und Pflege haben. All diese Arbeit nahm Anna still und selbstverständlich an sich! Dauernd suchte sie zu verdienen durch Beerenlesen, durch Waschen und Putzen.

Eines Tages überraschte mich Anna mit der Neuigkeit, daß sie heiraten wolle. Ihr Zukünftiger sei Hilfsarbeiter in der nahen Stadt.

Es war ein Herbst, wo es Mostbirnen in seltener Fülle gab. Kein Bauer wollte sie gebrauchen können. Ich kam gerade von einem solchen nutzlosen Gang auf einen Bauernhof, als mir Anna begegnete. Ich klagte ihr meine Not und fügte bei, ich würde sie gerne umsonst abgeben, wenn sie mir nur aus dem Garten fämen, wo sie so viel Unordnung verursachen. „Dem ist gut abzuhelfen", sagte Anna. „Nächste Woche heiraten wir, da macht der Mann zwei Tage frei. Dann kommen wir hinunter und lesen die Birnen auf. Der Nachbar läßt sie uns schon durch die Presse. Im Winter ist ein Mann manchmal froh über ein Glas Most."

Es waren selten schöne Herbsttage. Lustig singend und pfeifend saß der frischgebackene Ehemann auf den Birnbäumen und schüttelte die Birnen hinunter. Sie lachten beide, wenn eine gerade auf Annas Rücken fiel. Diese, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, daß man seine Flittertage nicht ohne eine nützliche Tätigkeit zubringe, kniete im taufrischen Grase und sammelte mit froher Emsigkeit die kleinen Früchte ein.

Wie rührte mich ihre so bescheidene Glückseligkeit. Wenn die beiden nach getaner Arbeit in dem dämmerigen Abend heimwärts zogen, meinte ich, ich sollte ihnen etwas ganz besonders Glückhaftes und Gutes wünschen können.

In jenem Herbst verließen wir für immer jenes kleine Dorf, das so lange unsere Heimat gewesen war. Ein paar Jahre später führte mich eine Besorgung wieder dorthin und an Annas Häuschen vorbei. Es war im Hochsommer. Anna stand im Garten, mitten unter ihren Kohlköpfen und Beerenstauden, groß, stark, braun gebrannt, fast schien es, mit der Erde verwachsen, ein Bestandteil des Gartens selber. Sie begrüßte mich mit Freuden. Ich mußte eintreten. Zwei Kinder spielten im Garten, ein größeres versteckte sein Apfelgesichtchen in Mutters Schürze, und in einem Wagen lag das vierte, die festen Fäustchen an das runde Gesichtchen gedrückt, ein Bild der Gesundheit. Gerne ließ ich mir erzählen: „Nun sind wir bald sechs Jahre verheiratet. Wir haben vier Kinder. Der Kleinste ist ein Prachtskerl. Meine „Große" hilft mir schon bei seiner Besorgung, als kleines Mütterlein." Dabei strich sie liebevoll über den unter der Schürze versteckten Kopf. „Drüben in der Laube sitzt der Vater. Manchmal hat man seine liebe Not mit ihm. Einmal haben wir ihn in die Anstalt bringen müssen. Aber ich habe ihn wieder heimgeholt. Es ist halt doch immer noch besser zu Hause. Der Vater ist gestorben. Dafür haben wir des „Mos" Mutter zu uns genommen. Sie kann hier doch an der Sonne sitzen. In der Stadt haben es die alten Leute nicht so leicht. Den Garten bestelle ich selbst. Jede Woche zweimal gehe ich auf den Markt in die Stadt. Die Stadtleute nehmen alles gerne, das Gemüse und die Blumen, die Beeren und die Eier. Ein anderer Bruder ist jetzt bei der Bahn. Er wohnt bei uns. Ich besorge ihm die Wäsche. Dafür gibt er mir eine Kleinigkeit an den Haushalt."

„Und die Mutter?" frage ich und sehe das alte, von Gicht verkrümmte Fraueli, früherer Zeiten.

„Ja, die Mutter!" Ein Schatten liegt auf dem sonst so zufriedenen Gesicht. „Sie hat arg zu leiden. Wir tun ja, was wir können, um es ihr zu erleichtern. Ich reibe sie jeden Abend ganz mit Wacholdergeist ein, wir brauchen jede Woche eine ganze Flasche. Das kostet allerlei. Aber für die Mutter tut man es doch gerne. Dann haben wir sie zweimal in der Woche." — Ich schaue fragend nach dem alten Häuschen, da es mir unmöglich scheint, daß man darin ein Badezimmer einrichten könnte. Anna lacht, sie hat meine Gedanken erraten.

„Ja," sagt sie, „so bequem, wie bei Ihnen, haben wir es nicht. Aber wir haben uns eine Badewanne gekauft. Wir benutzen sie in der Waschküche. Für die Mutter tragen wir sie in ihr Stübchen hinauf, dort füllen wir sie mit Wasser. Dann kann die Mutter prächtig baden und nachher direkt in das angewärmte Bett. Wir tragen dann das Wasser und die Wanne wieder hinunter. Es ist etwas unbequem, aber der Mann hilft mir. Wenn es nur auch der Mutter helfen würde. — Nun müssen Sie aber noch ein paar Blumen mitnehmen." Trotz meines Protestes geht sie zu ihrem Blumenbeet, schneidet einen prächtigen Strauß, den sie mir in die Arme drückt. Jetzt tönt ein kräftiges Stimmchen aus dem Wagen. Ein glückhaftes Strahlen geht über Annas Gesicht. „Aha, da reklamiert einer die Mutter", sagt sie. Ich verabschiede mich. Noch einmal schaue ich zurück, sehe Anna auf dem Bänklein sitzen, über den trinkenden Knaben gebeugt. Inmitten der strahlenden, glänzenden, sichterfüllten Sommerwelt scheint sie mir ein Symbol der geduldigen, unermüdlich immer wieder schenkenden, schaffenden Erde zu sein.

Alice Stierlin.

Gefährtinnen erfüllen; darum sollen die Weiber die Begierden zügeln und ihren Männern zeigen, daß sie mit bescheidenem Essen und billiger Kleidung zufrieden sind, wenn auch sie sich ähnlich begnügen wollen. Aber zum Teufel! Das Gegenteil tun sie heutzutage! Und so geschieht es, daß die Männer in der Gier nach Erwerb zur Hölle fahren, denn sie müssen ihren Weibern einen Ueberfluß an kostbarer Gewandung und eitlem Kram verschaffen! Solche Ehen, sind sie nicht wie ein Bündel Dornen, zu nichts anderem nütze als zum Verbrennen?

Von Kursen und Tagungen.

Was war:

VI. Internationale Genossenschafterinnen-Konferenz in London.

Nach vierjährigem Unterbruch tagten am 30. und 31. August die internationalen Genossenschafterinnen. Der Kongreß wurde von 23 Ländern mit insgesamt 526 Delegierten besucht. Den Vorsitz führte Frau Emmy Freundlich aus Wien. Ihr Erscheinen löste nicht endenwollenden Jubel aus, denn es war der internationalen Solidaritätsaktion der Genossenschafterinnen zu verdanken, daß sie als erste Frau das Wiener Gefängnis verlassen durfte, wohin sie gleich nach den Februar-Unruhen verbracht wurde und eine Untersuchungshaft von 5 Wochen über sich ergehen lassen mußte.

Nach den mit großer Begeisterung aufgenommenen Begrüßungsansprachen der Präsidentin und des Präsidenten des internationalen Genossenschaftsbundes, Herrn Bainß Tanner, wurde die Finanzlage der Gilde geprüft und dieselbe als erholungsbedürftig befunden. Eine einstimmig angenommene Resolution soll die nationalen Gilden veranlassen, Mittel und Wege zu suchen, um der Muttergilde finanziell besser beistehen zu können.

Ueber die gegenwärtigen wirtschaftlichen Tendenzen und was sie für die Hausfrauen bedeuten, referierte Frau Lena Moll aus Holland, über die Bedeutung der internationalen Genossenschaftsbewegung für die Frauen, Frau Eleanor Barton aus London. Das letzte Thema: „Die nächsten Aufgaben im Kampf um die Sicherung des Intern. Friedens", wurde von Frau Heymann aus Belgien interpretiert. Alle drei Themen vermochten die Delegierten von Anfang bis zum Schluß zu fesseln, was die von vollem Ernst getragene Diskussion bewies. Besonders beim letzten Thema trat die große Sehnsucht nach der Sicherung eines dauernden Friedens klar zutage, es wurden Forderungen laut, die sich mit einer intern. Kontrolle der Waffenfabrikation, der Finanzen und der Warenerzeugung befaßten. Der Ausschuß hatte zu jedem Thema eine Resolution verfaßt, die von der Versammlung fast einstimmung angenommen wurde und den Geist der Internationalen Genossenschafterinnen erkennen ließ. In der Erkenntnis, daß ein neuer Krieg mit den Söhnen der Mütter geführt werden muß, hat die Internationale der Mütter das Recht, Friedenspropaganda zu treiben und vor allem auch zu wissen, was sich hinter den Kulissen des großen Welttheaters abspielt, um zu verhindern, daß sich das Drama von 1914—18 nochmals wiederhole. m.

Was kommt:

Schweizerischer Frauengewerbeverband.

14. Delegiertenversammlung am 13. und 14. Oktober in Basel.

Aus dem Programm: Jahresbericht, Jahresrechnung. Referat von Hrn. Nationalrat Schirmer über: Das Frauengewerbe in der berufsständischen Wirtschaft.

Referat von Frau Dr. Schoene-Flügel über: Die Geschäftsführung als Lebensaufgabe. Beginn Samstag, 15 Uhr, im Rathaussaal.

Jahresversammlung des Schweiz. Zweiges der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit.

13. und 14. Oktober im alkoholfr. Familienhotel „Walhalla", Luzern. — Aus dem Programm: Samstag, 14.45 Uhr, die üblichen Jahresgeschäfte. 20 Uhr: Oeffentlicher Vortrag von Dr. Georg Mattmüller, Basel, im Hotel „Krone": „Gibt es einen Luftschutz?" — Sonntag, 10 Uhr: Verschiedene Berichte über vergangene Arbeit und kommende Aufgaben, Zürcher Kongreß, Wanderausstellung, Pax-Jugendwerk usw.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Zürcher Frauenbildungskurse. Anregungen für geschmackvolle und brauchbare Weihnachtsgeschenke. Leitung: Frau Maria Münch. Beginn: Mittwoch, 10. Okt., 20 Uhr, im Atelier Böcklinstr. 17.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Schweizerware kaufen heißt Arbeit schaffen.

Druckarbeiten liefert prompt und billig **Buchdruckerei Winterthur AG.**

Bücherfreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock Basel. P 6425 Q

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
Homöopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Spezialpräparat: Facetan gegen **Hautunreinigkeiten**; als tägliches Kosmetikum von vorzüglicher Wirkung. Preis per Fl. Fr. 3.75. P 322 Z

WASCHMASCHINEN
Lavator
mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der **Wäschereimaschinen - Fabrik**
Ad. Schultheß & Co Zürich
P381Z

Metallit Stahlkochgeschirr für Gas und Elektrisch
METALLWARENFABRIK ZUG
P 2601 Z

Verkaufsmagazine in:

MIGROS

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

JA-40

Tatsachen, die warnen

Sicherlich kann man heute nicht immer streng nach den vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen regieren. Die Lage ist anormal, und eine gewisse freie Hand zu haben, ist für die Behörden notwendig. Was der Bürger aber erwarten darf, ist, daß in den behördlichen Erlassen, die sich auf die bundesrätlichen Vollmachten stützen, eine loyale Folgerichtigkeit erkannt werden kann, die die Gefahr der Willkür bannt und

Vertrauen schafft, das eben so groß sein muß wie die Vollmachten weitreichend.

Wir haben verschiedene Male ausgeführt, daß es heute möglich geworden ist, durch juristische Konstruktionen **denjenigen Schachtelkäsefirmen** ihr Rohmaterial **Fr. 3500.— pro Wagen billiger** zuzuhalten, die den **höheren Syndikatspreis** verlangen, und zwar zu Lasten der Subventionen, die der **Bund** zahlt. Hier ist es möglich, auf dem Umweg über ein Syndikat den Detailverkaufspreis zu diktieren.

An die Erteilung von Poulets-Zusatzkontingenten wurde im November 1933 die Bedingung geknüpft, daß das Kilo, das damals ca. **Fr. 1.80** franko verzollt Zürich kostete, zu sage und schreibe **Fr. 4.— im Detail verkauft werde.** Diese Bedingung wurde dann auf unsere kategorische Weigerung allerdings und allgemein im Dezember 1933 fallen gelassen.

Diese Beispiele könnten vermehrt werden. Sie zeigen, daß eine Einflußnahme auf die Detailpreise durch den Staat möglich ist, insbesondere bei kontingentierten Einfuhrartikeln.

Nun erschien eben eine Zeitungsnotiz, laut welcher das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement die Kleine Anfrage Briner im Nationalrat wie folgt beantwortet hat (Auszug):

„...daß es nicht zutreffe, daß der Bundesrat acht Heizöl-Importeure konzessioniert habe. **Auf die Gestaltung der Inlandspreise einzuwirken, fehlen dem Eidg. Volkswirtschaftsdepartement die rechtlichen Grundlagen.**"

Bekanntlich ist von einem Syndikat der Benzin-„Säulenpreis" vorgeschrieben und beträgt z. Zt. in der ganzen Schweiz 35 Rp. Wer diesen Preis nicht innehält, wird von den Importeuren boykottiert. Nach einer allgemeinen Regel des Volkswirtschaftsdepartements erhalten diejenigen Firmen, die nachweisen können, daß sie boykottiert sind, Einfuhrbewilligungen. Nun sind aber diese Einfuhrbewilligungen für Benzin von rund 275 Millionen Litern im Jahr nur wenigen Firmen reserviert.

Die Internationalen Trusts haben also praktisch das Einfuhrmonopol.

Tatsache ist, daß nun eine Schweizerfirma, die mit niedrigeren Spesen auskommt, und daher ihren Abgabepreis niedriger ansetzen kann,

um keinen Preis

eine Einfuhrbewilligung vom Volkswirtschaftsdepartement bekommt. Man wird nicht bestreiten wollen, daß gerade dieses **Ausnahmeverhalten** der die Einfuhr regulierenden Behörde die Basis der Preisabmachung in der Benzinbranche ist.

Es ist also doch den Bundesbehörden möglich, Mindestpreise auf allerlei Wegen durchsetzen zu helfen —

auch wenn die „**rechtlichen Grundlagen**" fehlen — aber eben nur dort, wo es sich um das Heraufsetzen der Preise handelt, um das „Geschäft".

Der Schweizerbürger weiß, daß die wenigsten Maßnahmen, die in die Wirtschaft eingreifen, auf rechtlichen Grundlagen beruhen. „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg" — den Bürger würde interessieren, **weshalb der Wille nicht da ist.**

Wir geben dem Volkswirtschaftsdepartement nachstehend das Rezept, um eine Detailpreiserhöhung von Heizöl zu verhindern:

Das Heizöl-Normaleinfuhrkontingent wird (wie die Speiseölkontingente) auf 80 oder 40 % reduziert. Dagegen werden denjenigen Firmen Zusatzkontingente bewilligt, die an Detaillisten liefern, welche zu dem bisherigen Heizöl-Konsumentenpreis weiterhin verkaufen.

Nach unserer Ueberzeugung darf es nicht vorkommen, daß ein Eingreifen und Mithelfen des Staates dort stattfindet, wo es gilt, eine gewisse Handelsgruppe gegenüber der Allgemeinheit zu **privilegieren**, daß aber dort der Staat sich ohnmächtig erklärt, wo es möglich wäre, die Allgemeinheit (in diesem konkreten Fall die Heizöl-Konsumenten) vor Uebergriffen zu schützen.

Die angeführten Beispiele zeigen mit ernster Eindrücklichkeit die Schwäche des Staates und auch die Schwäche des sonst für seine „starke Hand" bekannten Staatsmannes gegenüber dem Druck von Interessenverbänden. Man stelle sich vor, wohin die schweizerische Wirtschaft geraten würde, wenn Verbandsbeschlüsse durch Verbindlichkeitserklärung Gesetzeskraft bekämen. Nie und nimmer wäre die Bundesregierung in der Lage, dem organisierten Druck der Bewirtschafter zu widerstehen und die Rechte der Allgemeinheit durchzusetzen gegen die machtvollen vereinigten Erwerbsgruppen-Interessen!

Wir müssen eigentlich recht dankbar dafür sein, daß den verantwortlichen Männern Gelegenheit geboten ist, an den Beispielen der Benzin-Korporation, des Käseunion-Schachtelkäse-Syndikats etc. etc.

das wahre Gesicht des Korporationensystems

und seine Auswirkungen zu erkennen und die ganze enorme Verantwortung zu ermessen, welche jene tragen, welche die freie Politik mit Geschäftsinteressenverbänden durch Gesetzesbande zusammenketten — und diesem „edlen" Ziel wesentliche Freiheiten des Bürgers, nämlich frei zu handeln und zu „gewerben", opfern.

Unser Ruf geht dahin:

Lassen wir andere Länder sich selbst Binden und Ketten anlegen und so ihre Bewegungsfreiheit mindern — unsere Freiheiten, unsere Initiative, unser Selbstvertrauen aber auch im Sturm bewahren und als kleines Volk, in dessen Schoß jeder frei ist, höhere Leistungen hervorbringen als die der gleichgeschalteten Umwelt.

Wer weiß, ob nicht dann die Welt am Beispiel der wirtschaftlich frei gebliebenen Schweiz ihrerseits langsam den Weg zur freien Marktwirtschaft, die den Völkern und jedem einzelnen ein freieres und leichteres Leben gebracht hat, zurückfinden wird.

Butterproblem und Verband Schweiz. Konsum-Vereine Basel.

Unsere öffentliche Aufforderung an den Verband Schweiz. Konsumvereine hat diesen zu einer Stellungnahme in der

Butterfrage

veranlaßt.

1. Wir nehmen zur Kenntnis, daß **heute** der V.S.K. erklärt, gegen die Beimischung von Butteröl zu Speiseöl Stellung zu nehmen. Die Konsumentenschaft wird selbst im „Genossenschaftl. Volksblatt" feststellen können, ob der Verband diese seine neue Stellungnahme zum Schutze der Konsumenten und gegen ein Wirtschaftsattentat erster Ordnung mit Ueberzeugung vertritt oder nicht.
2. Der Verband bestreitet **nicht**, daß er dem Beimischungszwang von Butter zu Margarine etc. das Wort geredet hat.
3. **Der Verband erklärt, daß er aus zwei Gründen nicht für das Projekt der Abgabe von eingesottener Butter zu Fr. 3.— das Kilo eintreten könne.**

A) Tatsache ist, daß der Zentralverband Schweiz. Milchproduzenten **selbst** den grundsätzlichen Vorschlag der Migros zu dem seinigen machte und ihn am 19. April a. c. an das Volkswirtschaftsdepartement weiter leitete. Wir sind der Meinung, daß, wenn das Bauernsekretariat und der Milchverband die Lösung für zweckmäßig halten, es nicht Sache des V.S.K. als „Konsumentenvertreter" sein konnte, sich noch weitergehend Sorgen für die landwirtschaftlichen Interessen zu machen als die genannten Stellen selbst.

B) Das Bauernsekretariat verdankte und die Direktion für Landwirtschaft und der Milchverband schätzten die Mitarbeit und die Vorschläge der Migros beim Butterproblem (Korrespondenzen zu Diensten). Der Versuch, die Anstrengungen der Migros als gegen die Landwirtschaft gerichtet hinzustellen, bezweckt also offenbar die Diskreditierung der Migros bei der landwirtschaftlichen Leserschaft des „Genossenschaftl. Volksblattes."

4. Der Verband erklärt, daß Oele und Fette eine Belastung zwecks Verbilligung der eingesottenen Butter nicht tragen können.

Dagegen ist einzuwenden:

a) Herr Maire, Direktor des Verbandes Schweiz. Konsumvereine, hat sich an der Konferenz vom 13. März a. c. einverstanden erklärt mit einer solchen Belastung in Anbetracht der **entsprechenden gleichzeitigen** Verbilligung der eingesottenen Butter.

b) Der V.S.K. hat öfters erklärt, daß die Zollerhöhungen auf Lebensmitteln eine Notwendigkeit der Bundesfinanzen sei und daß er gegen diese Verteuerung nichts unternehmen wolle; so z. B. bei der Kaffeezollerhöhung auf das Zehnfache („Gen. Volksblatt" vom 27. Jan. und 3. Febr. 1933).

Auch gegen eine Verteuerung des Zuckers um 100—150 % des Transitwertes hat der Verband Schweiz. Konsumvereine, dessen Expräsident Vorsitzender des Zucker-Syndikates und also an erster Stelle verantwortlich ist, seine Stimme nie erhoben. Dies, obwohl die bisherigen Zollbelastungen nicht dem Konsumenten direkt zugute kamen in Form von Preisermäßigungen wie im vorliegenden Fall, wo **Oelbelastung ja Butterverbilligung** bedeutet.

5. Der Verband Schweiz. Konsumvereine hat durch seine Unterstützung des „**Butterbeimischungszwanges**", entgegen den Anstrengungen der Migros, geholfen, **die Fette zu verteuern.** Solche haben im Detail bereits 20 bis 30 Rp. per Kilo aufgeschlagen.

Es ist aber nicht Wunsch und Wille der Hausfrauen, die von ihnen so **geschätzte** und sehr begehrte eingesottene Butter in Schweineschmalz, Rind- und Kokosfett **zwangsläufig** genießen zu müssen, sondern es ist deren sehnlicher Wunsch,

eingesottene Butter zu Fr. 3.—

wieder verwenden und ihren Familien zuführen zu können.

Es liegt in der Hand des V.S.K., diesen Wunsch entgegen dem Streben des internationalen Oeltrustes zu erfüllen.

6. Der V.S.K. beschuldigt Herrn G. Duttweiler, in den Butterkommissionen aus egoistischen Geschäftsinteressen für verbilligte eingesottene Butter sich eingesetzt zu haben.

Dagegen wenden wir ein:

a) Die Gerichte werden abklären, ob diese Beschimpfung verdient ist.

b) Die Migros betreibt seit 6 Jahren mit Erfolg eine Kochfettfabrikation und ist beteiligt an einer im Bau begriffenen Oelmühle in Basel. Sie hätte also genau dieselbe Veranlassung, gegen **die Butter** aufzutreten wie der Oeltrust, der verbilligte Butter als Konkurrenzierung seiner Kochfette bekämpft.

Die sehr einfache sachliche Frage an den Verband Schweiz. Konsumvereine lautet:

Ist der Verband vom Verbraucherstandpunkt aus für den Beimischungszwang von Butter zu Speiseölen und Fetten oder für verbilligte Einsiedebutter?

Noch nie war es so sehr Gebot der Stunde, einen **klaren Standpunkt einzunehmen** ohne jede sentimentale Verwischung mit andern Interessen, damit einerseits die Behörden genau erkennen, wie sich die Verbraucher- und Erzeugergruppen zu den Problemen stellen und anderseits die Verantwortung für die getroffenen Maßnahmen deutlich und klar bei **der** Gruppe liegen, die sie gegen die andern durchstiert.

Wenn der Konsumverband nicht deutlich und klar vom Standpunkt der Verbraucher aus spricht, so wird der Konsumverband die Verantwortungen für die verhängnisvollen Maßnahmen zu tragen haben.

Ueber Waren

Die „**Tschips**" sind viel besser **unaufgewärmt**, entgegen unserem **Rat auf dem „Tschips"-Säckli.**

„**Tschips**" mit Aufschnitt sei ausgezeichnet, — und keine Arbeit.

„TSCHIPS"

Feine Kartoffelscheibchen in echtem „Amphora-Oel" gebacken
12.5 Rp. das Päckli zu 60 bis 65 g (2 Päckli 25 Rp.).

Käse: Der neue Sommer-Emmentaler ist noch zu „jung" und fad, der alte etwas „räß". Empfehlenswert ist in dieser Uebergangszeit der Greyerzer-Käse, fett und „chüstig", namentlich zum süßen Most ein wahrer Genuß. Gruyère ist Spezialkäse für „Fondu".

Ia GREYERZER-Käse per kg **Fr. 2.10**

NEU! NEU!
Getr. **Malaga-Trauben**, 1934er (Extra-Auslese) 500 g **62,5 Rp.** (400 g - Paket 50 Rp.)

NEU! NEU!
Muskat-Datteln, 1934er, (340 g 50 Rp.) 500 g **73,5 Rp.**

ANDERE FRUCHTE NEUER ERNTE!
Neue 1934er Smyrna-Sultaninen (600 g - Paket 50 Rp.) per 1/2 kg **41 2/3 Rp.**
ff. neue Smyrna-Feigen (575 g - Paket 50 Rp.) per 1/2 kg **43 1/2 Rp.**
Neue 1934er Haselkerne (700 g - Paket Fr. 1.—) per 1/4 kg **35 3/4 Rp.**

ABSCHLÄGE:
Thon. „Pascal-Elissalt" 1/8 Büchse **35 Rp.** 1/4 Büchse **75 Rp.**

Sardinen, port. im Olivenöl, kleine Büchse **25 Rp.** extra große Büchse **50 Rp.**
Thon. „Provost-Barbe" 1/8 Büchse **50 Rp.**

VERGLEICHEN SIE DIE PREISE:
„Toro"-Würze 250 g - Fläschchen **90 Rp.** (Depot 10 Rp. extra)
„Toro"-Bouillon-Würfel. p. Würfel **2,9 Rp.** (Dose mit 29 Würfeln = 85 Rp. + Bareinlage 15 Rp. = Fr. 1.—)
Suppen: Erbs mit Sago, Erbsen, Erbs mit Reis, Hafergrütz, Königin, Urseli, Erbs mit Speck, 1 Würfel **6 1/4 Rp.**
per Stange à 4 Würfel **25 Rp.**
Minestra, Ribeli, Gemüse, Tapioka-Julienne, Grünerbs, Hausmacher, Touristen, Blumenkohl, Ochsenschwanz 1 Würfel **8 Rp.**
per Stange à 5 Würfel **50 Rp.**
Bareinlage 10 Rp.

„EIMALZIN"
Typ A süß, Typ B herb
Dose 500 g netto **Fr. 1.80**
(Verkaufspreis Fr. 2.—, Bareinlage 20 Rp.)
„Anima", das ideale Frühstücksgetränk
Dose 500 g netto **Fr. 1.40**
(Verkaufspreis Fr. 1.50, Bareinlage 10 Rp.)

Lebensbilder:

Marie Hesse.

Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern.
Von Adele Gundert.
Verlag D. Gundert, Stuttgart.

Wer mit Hermann Hesses Werk auch nur einigermaßen vertraut ist, wird den ihm im weitesten Sinne bestimmenden Einfluß des Elternhauses, seines Vaters und insbesondere seiner Mutter sicherlich erkannt haben. Mit wachem Interesse wird sich dadher der Verehrer Hesseischer Dichtung dem Bande zuwenden, in dem uns Marie Heises Lebensbild in Auszügen aus Tagebüchern und Briefen dargeboten wird, so wie sich bezeichnenderweise auch Hesses vorzüglicher Biograph, Hugo Ball, in seiner Darstellung und Deutung weitgehend auf dieses Material bezieht.

„Montag, den 2. Juli 1877, nach schwerem Tag, schenkt Gott in seiner Gnade abends ½7 Uhr das heißersehnte Kind, unsern Hermann, ein sehr großes, schweres, schönes Kind, das gleich Hunger hat, die hellen blauen Augen nach der Helle dreht und den Kopf selbständig dem Licht zuwendet." Von diesem Tage an tauchen in Briefen und Tagebüchern regelmäßig und immer häufiger die Stellen auf, in denen auf „Hermannle" Bezug genommen wird. Es ist allerdings ein Kind, das sich in seiner Umgebung deutlich genug bemerkbar macht. Im April 1878 schon heißt es, daß der Kleine auf Bänkchen und Tischchen herumklettert und den Engelein Arbeit gibt, ihn zu hüten, „denn mir ist er zu flink und zu mächtig". Dieser früh angeschlagene Grundton der Beziehung hält durch: mehr als bei jedem anderen ihrer vielen Kinder hat Mutter Marie bei Hermann das deutsche Empfinden, seiner leidenschaftlich-weiden Natur nicht gewachsen zu sein, so viel glücklichste Mutterfreude sie auch an dem originellen, liebebedürftigen und liebespendenden Jungen erleben darf. Frühzeitig wird von der aufmerksamen Mutter eine dichterische und eine zeichnerische Begabung bemerkt und die Frage: wo will dieses Leben hinaus, wie kann so viel Intensität auf richtige Bahnen gelenkt werden? ist ihr dauernd gegenwärtig.

Trotz solch mannigfachen Einblicken und Ausblicken, die Marie Hesses Aufzeichnungen mit Leben und Werk des berühmten Sohnes verbinden, darf man diese Blätter doch nicht allzusehr nur unter diesem Gesichtswinkel betrachten. Bei eingehender Lektüre ihres Lebensbildes rückt diese Frau von selbst sich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Man versteht es nun, daß Hugo Ball sie „eine Mutter der großen Missionsfamilie, der Todgeweihten und ihrer Hinterlassen" nennt, daß er sie sich als Aebtissin eines im Brennpunkt der geistigen Interessen stehenden Klosters denken kann oder auch als eine Fürstin.

Marie Hesses Leben und Wirken steht unter dem Aspekt weltweiter Beziehungen, mag sie auch den größern Teil ihrer Kindheit und Jugend eingeschlossen in Basler Missionshäusern verbracht und die meisten ihrer reiferen Jahre in der scheinbaren Weltabgeschiedenheit des Schwabenstädtchens Calw verlebt haben. Sie wurde 1842 in Vorderindien geboren, wo ihr Vater, der Schwabe Dr. phil. Hermann Gundert, als Missionar und zugleich als hervorragender Erforscher indischer Dialekte tätig war. Auch die Mutter, eine geborene Welschschweizerin, Julie Dubois, beteiligte sich als Leiterin verschiedener Mädchenschulen am Missionswerk. Die kleine Tochter Marie wurde von ihren Eltern schon im Alter von drei Jahren mit ihren Brüdern zusammen zu den schwäbischen und baslerischen Vertrauten zur Erziehung gebracht. Der Eindrücke und Erinnerungen aus jener frühern indischen Zeit können darum wohl nicht allzu viele und diese nicht allzu lebendig in dem Mädchen geblieben sein. Doch ist es für sie eine endliche Heimkehr, als sie fünfzehnjährig wieder zu ihren Eltern nach Indien reist.

Ein kurzer Liebestraum, den das Mädchen auf jener Ueberfahrt gesponnen, wird von den unnachsichtigen Eltern kurzerhand zerstört, weil der junge Engländer ihnen von den Missionsbrüdern als zu weltlich und impulsiv geschildert wird. Der erzwungene Verzicht vermag zwar das Verhältnis zu den Eltern, vor allem zum verehrten Vater, nicht wesentlich zu beeinträchtigen. Aber die Leidenschaftlichkeit der innern Kämpfe, so wie sie im Tagebuch sichtbar werden, erwecken im Leser erstmals die Ahnung von Marie Hesse als einer durchaus nicht einfachen und einheitlichen Persönlichkeit. Nur mühsam ringt sich dieses harte Herz die Entsagung ab. Zwei Jahre nach jenen Ereignissen noch heißt es: „Ich bitte Dich, Gott, nicht uns zu vereinen, aber ich bitte Dich, ein jedes von uns mit Dir zu vereinen. Oh sprich Ruhe in dieses wilde Herz!" Der Karfreitag von 1859 bringt allerdings die Aufzeichnung: „Gottlob, ich bin versöhnt mit Gott durch das Lamm, das meine Sünden getragen." Aber das Schwanken zwischen Ergebung und Empörung dauert noch lange Zeit an. Mit diesem inneren Zweifvalt setzen auch religiöse Zweifel ein, die in der Begegnung mit einem weisen und gütigen Missionsbruder aber großenteils behoben werden. Adele Gundert, die verständnisvolle Herausgeberin des Lebensbildes, schreibt darüber: „Bekehrung", dieses viel mißbrauchte Wort bedeutete für Marie nicht mehr und nicht weniger, als daß sie sich von jetzt ab Gott und der Verwirklichung seines Reiches auf Erden zu weihen gelobte. Ihr inneres Schwergewicht begann sich, trotz heftiger Rückschläge, aus dem Persönlichen ins Ueberpersönliche zu verschieben." In der Tat vermag Marie Hesse von diesem frühen Zeitpunkte, also ungefähr von ihrem siebzehnten Altersjahre an, ihr individuelles Leben immer wieder nach diesem größeren Ziele hin zu orientieren. So nimmt sie an der Arbeit der Mutter in den indischen Missionsschulen regen Anteil, und als der Vater eines überstandenen Nervenfalles wegen nach Deutschland zurückkehrt, widmet sie dort ihre ganze Arbeitskraft den verschiedenartigen Unternehmungen der Mission. Auch beim Abschluß und in der Führung ihrer beiden Ehen zeigt sich Maries stetes Bestreben, Erdenliebe nicht vor die Liebe zu Gott treten zu lassen. Die erste 1865 mit dem Missionar Isenberg geschlossene Ehe führt sie noch einmal nach Indien zurück.

Der Einsatz der jungen Frau zugunsten der Mission ist jetzt stärker und bewußter geworden. Obschon ihr in kurzen Jahren mehrere Kinder geboren werden und ein geliebtes Kind durch den Tod entrissen, trotz der dauernden Sorge um die fieberzerrüttete Gesundheit des Gatten, behält sie Zeit, Kraft und Willen das Gotteswerk zu fördern. Mit dem sterbenden Manne kehrt sie zu den Ihren nach Calw zurück, wo sie während fünfjähriger Witwenzeit durch das Erteilen von Englisch-Unterricht, mit literarischen Bearbeitungen für die Missionsbücherei und Uebersetzungen den Unterhalt verdient.

Die zweite Ehe, die sie mit dem ehemaligen Missionar spätern Gehilfen und Nachfolger des Vaters,, mit dem Deutsch-Balten Johannes Hesse verbindet, ist an schweren Schicksalsschlägen vielleicht nicht ärmer als die erste Ehe, sicherlich ebenso reich an innerem Leben und religiöser Bewegtheit. In der Erziehung der Kinder läßt nun Marie Hesse ihre starken künstlerischen Neigungen, Liebe zur Dichtung und zur Musik wieder mehr hervortreten. Vor allem ist sie den Kindern als unermüdliche Erzählerin zu Willen. Der Sohn schreibt darüber in seinem Erstlingsbande „Hermann Lauscher": „Ich habe Leser, und Erzähler und Plauderer von Weltruhm gehört, und fand sie steif und geschmacklos, sobald ich sie mit den Erzählungen meiner Mutter verglich. Oh, ihr wunderbar lichten, goldgründigen Jesus-Geschichten, du Bethlehem, du Knabe im Tempel, du Gang nach Emmaus!... Ich sehe sich noch, Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen Braunaugen!" Auch der achtsame Leser von Marie Hesses Tagebüchern wird freudig anerkennend ihre ursprüngliche Erzählergabe spüren, die sich an gut beobachteten Einzelzügen in einleuchtenden, oft sehr humorvollen Schilderungen von Menschen und Geschehnissen beglaubigt.

Trotz der notwendigen Knappheit dieser mehr hinleitenden als deutenden Worte wird es aus ihnen wohl ersichtlich, daß der Leser von sehr verschiedenen Voraussetzungen her zu diesem Buche gelangen kann, daß es ihm auf gar verschiedene Weise wertvoll sein mag. Von literarisch-psychologischem Interesse ausgehend wird er so gut auf seine Rechnung kommen wie jener andere, der in diesen anspruchslosen Blättern Bild und Vorbild eines christlichen Lebens findet. A. H.

Letizia. Die Mutter Napoleons.

Von R. Mc Nair Wilson.
Societäts-Verlag, Frankfurt am Main.

Das Schicksal der Letizia Bonaparte ist nicht vom Schicksal ihres großen Sohnes und nicht vom Geschicke der verzweigten Familie zu lösen. Ebenso sehr ist sie mit der Geschichte ihrer Geburtsheimat Korsika, wie ihrer Wahlheimat Frankreich verbunden. So ergeben sich für den Biographen Wilson die interessantesten und vielseitigsten Perspektiven. Trotz der vielen sich überschneidenden Abläufen der Familien- und Weltgeschichte hat er es verstanden, Richtungs- und Entwicklungslinien klar zur Geltung zu bringen.

Gewissermaßen als Leitmotiv ist von Wilson herausgearbeitet worden, wie sich in Letizia, nach anfänglichen Zweifeln, der unerschütterliche Glaube an die Berufung Napoleons als Reformator der europäischen-monarchischen Staatsform bildet. Dieser Ueberzeugung gibt sie auch ihren jüngeren, meistgeliebten Sohn Lucien preis, der gegen den gewalttätigen Bruder rebelliert. Der Glaube an Napoleons Mission überlebt auch Sturz und Verbannung des Kaisers unerschrocken.

Eine resigniös gegründete Tapferkeit und Standhaftigkeit in der einmal gefaßten Ansicht in der ethischen Haltung leuchtet aus all ihrem Tun und macht ihre Gestalt auch heute so liebenswert. Das edel und groß geformte Antlitz auf einem Bronze-Medaillon von David bestätigt dies überzeugend. „Verluste, Entbehrungen, Anstrengungen", so sagte der Kaiser selbst, „sie ertrug alles und hielt allem stand. Sie hatte den Kopf eines Mannes auf dem Körper einer Frau. — Meine Mutter war geboren einen Staat zu regieren." Sie ist schon als junge Frau dem unruhigen Gatten Carlo der sichere Halt und unterstützt ihn mit aller Kraft in seinem Kampfe um die Freiheit Korsikas an der Seite Paolis. Sie hilft ihn mit ihren gesellschaftlichen Talenten den Uebergang ihres Vaterlandes unter französische Herrschaft erleichtern. Nach dem Tode Carlos übernimmt sie mutig die Leitung der vielköpfigen Familie.

Zuerst konnte sie den jähen Aufstieg ihres zweiten Sohnes Napoleon kaum fassen. Vor allem schien es ihr unerträglich, daß ihr Erstgeborener, Joseph, von seinem jüngern Bruder Befehle annehmen sollte. Als echte, klarbewußte Korsin, betrachtete sie die Stellung des Familienoberhauptes als unantastbar und sakrosankt. Sie konnte auch nicht zustimmen, als Napoleon einigen Schwestern und Brüdern verbot nach ihrer Liebe zu heiraten. Erst allmählich fand sie sich mit dem Gedanken ab, daß ihre Familie sich nach der Staatsräson richten müsse. Mit allen Mitteln widersetzte sie sich der Heirat und der Krönung der Kaiserin Josephine. Die leichtfertige Witwe Beauharnais verletzte durch ihr flatterhaftes Leben alle die adeligsten Grundsätze, die Letizia selbst wert hielt. Mit innerer Genugtuung konnte sie zuletzt ihre Unterschrift unter die Urkunde setzen, die die Scheidung der kinderlosen Josephine von Napoleon aussprach.

So vergeht ihr Leben in Sorge um die Ihren; sie hat übergenug zu tun um all die Streitigkeiten zu schlichten, die unter den gekaltsüchtigen Frauen des Kaiserhauses oder unter den unterdrückten Brüdern des Kaisers ausbrechen. In dauernder Angst bleibt sie um das Leben Napoleons: „Jedermann nannte mich die glücklichste Mutter der Welt, während mein Leben eine Folge von Kummer und Qual gewesen ist. Bei jedem kommenden Boten fürchtete ich immer, er bringe mir die tödliche Nachricht, daß der Kaiser auf dem Schlachtfeld gefallen sei." (Letizia in ihren „Souvenirs").

Wenn man bedenkt daß Letizia den Sturz, die Verbannung und endlich den Tod ihres großen Sohnes erleben mußte, so ist ihr Schicksal ein wahrhaft tragisches. Wie sie es aber mit Hilfe einer wahren Religiosität trug, muß heldenhaft genannt werden. H. E.

Karoline von Humboldt.

Das Lebensbild einer deutschen Frau.

Aus ihren Briefen gestaltet von Hermann Hettler, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, 1933. Gebunden 6,80 RM.

Mit großem Dank ist es zu begrüßen, daß diese zusammenfassende Ausgabe der wichtigsten Lebensdokumente Karolines heute vorliegt, die ein klares und geschlossenes Bild dieser einzigen und einmaligen deutschen Frau vor uns erstehen läßt, indem es uns der zeitraubenden Mühe eigenen Aufsuchens der Quellen freundlich enthebt. Aus Briefen, Aufzeichnungen, Zeugnissen von Zeitgenossen hat H. Hettler den Band zusammengestellt und für die einzelnen Abschnitte mit seiner Einfühlung in die Persönlichkeit Karolines den erklärenden und verbindenden Text geschrieben, zugleich das Wichtigste und wertvollste Bildmaterial hinzufügend.

Wo wir diesen Band nun aufschlagen, in dem man nie aufhören wird, von Zeit zu Zeit nachzulesen, immer wieder stehen wir überrascht und beschenkt vor der Fülle dieses Frauenlebens, dieser seltenen Vereinigung von Klarheit des Denkens und Tiefe des Gefühls, dieser ungewöhnlichen Fähigkeit, den verschiedensten Seiten des Lebens voll gerecht zu werden. Den nirgends geringen Ansprüchen, die als Gattin eines geistig hervorragenden Mannes, als Mutter vieler, sehr verschieden gearteter Kinder, als Freundin der bedeutendsten Menschen der Zeit, als Dame der großen Gesellschaft, als Helferin und Auftraggeberin von Künstlern an sie gestellt werden, nicht nur zu genügen, sondern sie in geradezu vorbildlicher Weise zu erfüllen, als sei sie eben gerade nur das Eine, als das der Augenblick sie fordert. Vielleicht ist diese ihr eigentümliche Kraft, aus reichen und mannigfaltigen Anlagen, vielseitigen und starken Neigungen und Interessen, immer wieder zur Einheit zu gelangen, nie sich zerstreuen, zersplittern zu lassen, jedem das Totalitätserlebnis ihrer Persönlichkeit zu ermöglichen (so schreibt sie einmal 1813 das charakteristische Wort: „Mein Herz ist bei vielen in diesem heißen Kampfe, aber bei jedem ganz.") Recht eigentlich das Geheimnis der Wirkung, die sie auf jeden der mit ihr in Berührung kam, ausübte. Sie war einer der wenigen Menschen, die echten und nachhaltigen Einfluß haben, unmittelbar wirken nur durch ihr Wesen, ohne sich im einzelnen darum zu bemühen. (Vergleiche Seite 81: Das Urteil der dänischen Schriftstellerin Friederike Brun.) Selbst in der Erziehung ihrer Kinder, die ihr so ganz besonders am Herzen liegt, vermeidet sie jede bewußte Einwirkung, wie ihr Gatte es mehr als einmal feststellt. Die Atmosphäre, die ihr eigen ist erhebt einfach auf eine andere höhere Ebene des Lebens, läßt Kleines, Gewöhnliches, Niedriges gar nicht aufkommen, ohne jedoch, dazu ist Karoline viel zu sehr Frau, („Es hat nie eine so vollkommen und so vollständig weibliche Natur gegeben als Karoline, im höchsten wie im schlichtesten Sinne des Wortes", sagt Wilhelm von ihr.) dem Familienleben den Reiz der Traulichkeit, der Freundschaft, den Charakter der Innigkeit zu nehmen. Kein einzelner Zug, keine außerordentliche Veranlagung kennzeichnet ihre Persönlichkeit. Nein, diese Frau war Herz, Seele, Geist, alles in einem, so sehr, daß man angesichts ihrer Harmonie, ihres vollendeten seelischen Gleichgewichtes vielleicht nie auf den Gedanken einer möglichen Zerspltterung eines Uebergewichts und einer Vorherrschaft von Teilkräften, wie bedeutende Menschen sie so oft aufweisen, gekommen wäre. Eine glückliche also, eine vom Schicksal Begnadete? Ganz gewiß, wenn man der Spur gedenkt, die sie im Gedächtnis aller derer, die ihr nahestanden, hinterlassen hat, staunend den Reichtum betrachtet, der ihr zuwuchs dadurch, daß sie mit dem ihr anvertrauten hohen Pfund noch in wunderbarer Weise gewuchert hat. Aber nicht in dem Sinne, als ob ihr Leben leicht, ihr Weg eben und dornenlos gewesen wäre. Nein, erst das macht ihr Leben vorbildlich, wahrhaft groß, daß alles darin mit vollem Einsatz erkauft, mit seinem ganzen Preis teuer bezahlt war, daß es sich dem Charakter dieser Frau verbot, etwas leicht haben zu wollen, obgleich auch sie zuweilen schwer aufseufzt über die große Härte, in die vermeintliche Tücke der Schicksalsschläge, die sie erfährt. Schon ihr leibliches Leben ruht nicht etwa, wie man aus ihrer Bewährung vermuten würde, auf kräftiger gesundheitlicher Grundlage, sondern ein zarter, schwächlicher Körper, in dem früh schon die Anzeichen eines chronischen Leidens sich bemerkbar machen, wird zur äußersten Leistungsfähigkeit erzogen und ständig angehalten. Acht Kinder gebar Karoline ihrem Mann, von denen sie drei vorzeitig ins Grab sinken sah, darunter den beiden Eltern ganz besonders teuren, eben in verheißungsvoller Schönheit des Leibes und der Seele ins Jünglingsalter aufbrechenden Sohn Wilhelm, dessen Verlust nie verschmerzt wird. Weniger dem Wechsel unterworfen, ruhiger als ihr stark bewegtes Mutterschicksal, von einem unerschütterlichen Vertrauen getragen ist das Karolines als Gattin. Doch Prüfungen und Leiden auch hier, vor allem, wenn man der häufigen und oft langen Trennungen gedenkt und der damaligen Unmöglichkeit rascher Verständigung durch Briefe. So z. B. mußte Karoline die Geburt und 3 Monate später den plötzlichen Tod ihres Töchterchens Luise in Paris allein überstehen. Erst im Dezember erfährt Humboldt, der in Italien gebunden war, das schon im Oktober erfolgte Ableben des Kindes, das er nie mit Augen gesehen hat. Glücklich macht die Ehe in erster Linie das überaus zarte, nie und nirgends versagende, sich über die größten wie über die kleinsten Dinge erstreckende, bei einem Mann fast wundersam anmutende Verständnis und zugleich das nie geminderte Bewußtsein, das Karoline haben durfte, daß sie ihm wirklich das Glück seines Daseins bedeutet, über das hinaus kein anderes für ihn vorstellbar war.

Außer den persönlichen Beziehungen der Ehegatten, die sich um alles ranken, was ein Leben überhaupt reich und wert macht und in die einzudringen für uns Frauen immer wieder ein so großes Erlebnis ist, weil es sich um die vollkommene und bis zum letzten Ende durchgeführte Ausgestaltung einer Ehe handelt, wie sie nur zwischen zwei geistig so hochstehenden, sich so ganz ebenbürtigen Partnern möglich war, zieht in den Briefen Karolines ein Strom lebendig erschauter und ebenso lebensvoll wiedergegebener interessantester Persönlichkeiten und Zeitbilder an unsern Augen vorüber. Waren doch Schiller und Goethe und alle, die zum Weimarer Kreis gehörten, die nahen Freunde der Humboldts, verkehrten sie doch mit den Großen ihrer Zeit und waren an den Höfen in Berlin und Wien, bei den politisch bestimmten Aufenthalten in Paris und Rom gleichermaßen zugegen und zugleich Mitbandelnde der wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit, der Eroberungszüge Napoleons, des wachsenden Widerstandes gegen ihn und der Abschüttelung seiner Zwangsherrschaft. Nichts, worum Karoline nicht den lebendigsten Anteil nahm, dem Besten sowohl, was die Zeit ihr bot, wie den Besten ihrer Zeitgenossen gerecht werdend und Genüge tuend. Nichts auch, was Wilhelm ihr vorenthielte, worüber er nicht ihr ihm immer wertvolles, oft maßgebendes Urteil verlangte. Alles in allem: Ein wirklich vorbildliches Frauenleben noch heute und gerade heute wieder, dessen Bedeutsamkeit für uns nicht leicht überschätzt werden kann. Es ward uns vorgelebt, es wird in den vorliegenden Blättern noch einmal lebendig vor uns und für uns. Es ist nun an uns, es aufzunehmen jeder nach seinem Vermögen, und die Kraft, die noch heute von ihm ausgeht, wieder wirksam zu machen an unserem Teil im Dienste der Unseren. Elisabeth Hahn.

Romane:

Virginia Woolf:

Flush, Geschichten eines berühmten Hundes.

(S. Fischer, Berlin.)

Das neue Buch von Virginia Woolf heißt „Flush, Geschichte eines berühmten Hundes" (Flush, A. Biography). Flush hieß der Hund der größten englischen Dichterin Elizabeth Barrett-Browning, deren Sonette in Rainer Maria Rilkes herrlicher Nachdichtung auch bei uns bekannt und berühmt geworden sind. 1841 bekam die Dichterin in London den jungen Cockerspaniel, dessen Lebensgeschichte Anfang der 50er Jahre schließt. Zu dieser Lebensgeschichte gehörten nicht bloß die üblichen Hundeerlebnisse wie eine junge Hundeliebe oder ein unreiwilliger Ausflug ins Elendsviertel zu Erpressern und Banditen, der erst nach Tagen erbärmlichster Gefangenschaft durch ein übermäßig hohes Lösegeld beendet wurde, oder endlich nach dem nebligen, gefährlichen Londoner Straßenlabyrinth und den Parks, wo Hunde an der Leine gehalten werden müssen. die Freiheit Heiligkeit und Wärme von Florenz. Sondern zu diesem Hundeleben gehörte auch der Höhepunkt im Lebensroman seiner Herrin, die krank, gelähmt, ans Zimmer gefesselt war, bis Robert Browning erschien, der große, starke, lebensvolle Mann, der bekannte Dichter: seit Flush' Herrin ihn kannte, wurde sie gesund, sie heiratete ihn heimlich und brannte mit ihm nach Italien durch. Man weiß, daß dieses Erlebnis erst sie zur großen Künstlerin gemacht hat, zu einer der großen Dichterinnen der Weltliteratur, und der Reiz des kleinen Buches „Flush" liegt vor allem darin daß man es weiß, obwohl von Dichtung und Dichten darin kaum die Rede ist, sondern nur von greifbarem, fühlbarem Erlebnis — gesehen mit den Augen, gefühlt mit allen Sinnen des Hundes Flush.

Schon daran erkennt man welch ein außergewöhnliches Experiment es war, dieses Büchlein zu schreiben. Um es aber ganz zu würdigen, muß man wissen wer eigentlich Virginia Woolf ist. Die Verfasserin dieses kleinen Hundebüchleins, heute unstreitbar die hervorragendste Schriftstellerin im englischen Sprachbereich, ist 1882 geboren. Offenbar kam sie als Buchkritikerin der „Times" auf das Unternehmen, alles das, was sie an der bisherigen Romanliteratur auszusetzen hatte, besser zu machen. Sie schrieb Romane und Novellen, die auch ins Deutsche übertragen wurden und die zusammen mit den Versuchen von James Joyce, Lawrence, Huxley u. a. eine Revolution der dichterischen Darstellungsweise anbahnten. Selbstverständlich kam kein Mensch, auch der begabteste Dichter nicht, mit den Augen eines Hundes sehen, aber von der Basis dieses Anspruchs aus gibt Virginia Woolf fast eine Tierpsychologie, und eine unbedingt bezaubernde identsalls. Die Primitivität des Vorwurfs aleicht die Kompliziertheit der Darstellung wundervoll aus: ein einfaches, großes Geschehen, bestehend aus lauter Lichtinseln und flirrenden, huschenden Erlebnisschatten, wird ein um so angenehmeres Bild, als der Zusammenhang mit der Wirklichkeit auch nach der alten Konvention gewahrt bleibt: durch die historischen Beziehungen, durch die sehr gescheit, klar und geistvoll beschreibende (nicht darstellend gestaltende) Aussage. Kurzum dieses Büchlein „Flush" wird drei Arten von Liebhabern finden, Liebhaber von Tiergeschichten, Verehrer der Barett-Browning und Freunde der neuen englischen Literatur. E. v. K.

Annette Kolb:

Die Schaukel.

Roman. Verlag S. Fischer, Berlin.

Da ich Annette Kolbs neuen Roman aus der Hand lege, geht ein sühniger Herbsttag vom sommerlich-stechender Wärme seinem Ende zu. Worte, wie ich sie soeben las, sind in dieser späten Nachmittagsstunde wohl an ihrem Ort: „... die Sonne brennt mit einem Male golden und heiß auf das brütende Gärtchen. Die Cynien, die Dahlien, die Reseden, die Berge des Karvendels, alle sind eingezogen, Luten in diese Stunde des Sommerabschieds, des Herbstes und Sommers in eins. Alles klingt, zerspringt wie auf einer Riesenharfe, hält nur den Grundton einer bis zum Irrsinn sich steigernden Melancholie."

Indem ich so mit einem Zitat beginne, das ich mir nicht vom Anfang, sondern vom Ende des zu besprechenden Bandes herhole wird mir bewußt, wie sehr ich im Augenblicke von Annette Kolb'scher Arbeitsweise und Empfindungsart beeindruckt bin. Denn in der Tat gibt es in diesem Buche, das kurz gesagt die Geschichte des Stammes Lautenschlag ist, keine sichere Abgrenzung oder Reihenfolge der Zeiten. Nach dem eigenen Worte der Autorin geraten sie vielmehr des öfteren in Unordnung, so wie die Wasser fließend sich teilen und wieder schließen. In die kurze Spanne von Weihnachten bis zum nächsten Einherbsten, drängt sich nur scheinbar der Gang der Erzählung zusammen. Annette Kolb stellt sich, — vielleicht als das verwegene Mädchen, das seltsamerweise in der Familie „der Mathias" genannt wird —, mitten in diese genialische, hochgemute, aber gedarme kleine Gesellschaft der Lautenschlags hinein. Mit ihnen feiert sie Feste, bei denen Musik und Unterhaltung glänzen, die Verpflegung aber immer ein wenig improvisiert und nicht ganz geraten ist. Sie geht mit auf die berühmten „Partien", jene Fußwanderungen, die, mit Vorliebe in sommerlicher Mondnacht begonnen, vom heimatlichen München aus in die bahrischen Berge führen. Wer aber kann es der Dichterin verargen, wenn die Schatten der Zukunft sie schon unter dem glücklichen Schein der silbernen Barockambel und der zierlichen Bronzeleuchter des Hauses Lautenschlag befallen? Wird denn in der zerbrechlichen Anmut, in der kristallenen Kühle der blumenzarten Hesperea nicht schon das Geheimnis ihres frühen Todes offenbar, jenes Todes, der alle Lichter jäh verlöschen wird? Der Mathias und ihre schönere Schwester Gervaise sind zum ersten Ball eingeladen: „Und sie tanzen da vorbei, all die Lämmer, in den hellen, den berüchten, den von Schleifen gehaltenen Röckchen, und so manches Band weht im Kreise mit ihnen nach. Ah —, laßt sie tanzen, die Kinder, in keine schöne Zeit wachsen sie hinein, Kriegswitwen, verlassene Bräute werden es sein. Und diese schmucken, frohgemuten Leutnants, welch' grimmiges Mannesalter steht ihnen bevor! Gezeichnete allesammt! So manchen trifft ein bitterlicher Tod hoch oben am chemin des dames. Seht die drei Brüder La Rosée: sie fallen alle." Vorausgreifendes Ahnen und rückschauende Erfahrung schaffen hier vereint ein totentanz-ähnliches Bild.

Vom Gegenwärtigen zum Zukünftigen, vom Erinnern zum Miterleben, von Licht zu Schatten, vor der Hochstimmung des Festabends zur Angst des Morgengrauens, auf und ab, geht der Schaukel-Rhythmus dieses Buches. Er wird im Titel so gut wie in den Ueberschriften der einzelnen Kapitel angetönt und ist bis in den grammatikalischen Aufbau vieler Sätze hinein zu spüren. Er wird von der Dichterin nicht etwa willkürlich gesucht und als Kunstmittel verwendet; er drängt sich ihr als der eigentliche Lebenstakt der Lautenschlags notwendigerweise auf. Als Kinder eines hochbegabten aber geschäftlich unklugen Gartenarchitekten und einer verträumten Pianistin stehen sie in jenem ungeschützten Randbezirk des Bürgertums, von wo aus der Schritt zur Boheme wie zur Hocharistokratie gleich groß oder gleich gering

sein kann, im München der Vorkriegszeit jedenfalls sein konnte.

Wie sicher ist dagegen das benachbarte und befreundete von Zwingersche Haus begründet! Hier gibt es keinen Kampf um das Monatsgeld, keine heimlichen Gänge zum Versiamt. Gute Partien stehen für die Töchter, solide Stellungen für die Söhne in Aussicht. Professor Doktor von Zwingers „echter Preußengeist" und Mrs. von Zwingers englischer Rationalismus haben sich nutzbringend zusammengefunden. Hesperа, Gervasie, Otto und Mathias aber sind, als Bayernkinder von einer französischen Mutter geboren, weitaus gefährdeter. Von Hesperа heißt es einmal: „. . . sie war selbst derart französisch und derart deutsch zugleich, daß sie weder eines noch das andere, sondern wirklich beides in einem Atem war. Ohne Widerstreit. Last der Seele. Ohne Lossommen, hier nicht, noch dort. Wirkte sie gerade durch ihre vermehrte Wesensfülle so verfeinert und zerbrechlich, so interessant?" (Der deutsche „Sprachreiniger" würde vielleicht noch weiter fragen, ob aus dieser Quelle die Lautenschlag-Kolb'sche Vorliebe für das fremdsprachliche Wort stammt, die seinem gestrengen Ohr nicht entgehen kann.)

Die vernünftigen Leute spotten über die unausbalancierte Wirtschaft der Lautenschlags, fragen sich entrüstet, womit die schönen aber finanziell ungeschützten Mädchen ihre Ansprüche begründen mögen. Diese Ansprüche heißen: Wir hängen kein schlechtes Bild an die Wand und geben kein mittelmäßiges Buch für ein gutes aus. Wir scheuen uns vor jeder Abhängigkeit und bewahren uns die Freiheit des Umgangs, des Denkens und vor allem das unantastbare Recht auf ein „unbändiges Gelächter". Die guten Bekannten haben recht. Es entspricht diesen hochgemuteten Forderungen weder ein genügendes Bankkonto noch eine Versicherungssumme auf das Leben Herrn Lautenschlags. Und dennoch werden sie alle redlich erkauft und bar bezahlt, wenn auch nur in der goldechten Währung dieser harmlosen Herzen. Für ein Duse-Gastspiel friert sich der Mathias durch ein kaltes, regnerisches Frühjahr hindurch, hat sie doch zu Ehren der großen Trägödin Galoschen und Wintermantel „verkitscht". Frau Lautenschlag opfert ihren Kompositionen die halben Nächte, und ihr Mann deckt den Mehrpreis seiner Gartenschöpfungen aus der eigenen Tasche, um die erträumte Schönheit voll zu verwirklichen. Hesperа aber, die einzig Hellsichtige unter den Ihren, liegt lange Nächte wach, das gefährvolle Schaukelspiel ihrer Lehen bedenkend. Sie, die einzige, die es durchschaut, hält es durch ihr bloßes Dasein eine kurze, glückliche Zeit lang im Gange. Ohne Hesperа gäbe es keine Landpartie und kein Symposion im Deutschober, jedem Feste fehlte Inhalt und Sinn. Ohne ihre lichte Gestalt, es ist unschwer zu erraten, gäbe es auch keine Geschichte der Lautenschlags. Denn sie ist der Brennpunkt, an dem die Schöpferlust der Dichterin sich liebend entzündet.

A. H.

Unter negativem Vorzeichen:

Schwester Lisa.

Irrwege einer Frau.

Roman von Elisabeth Gerter. Verlag Büchergilde Gutenberg. Zürich-Wien-Prag.

Das in der Büchergilde Gutenberg erschienene Buch ist durch sein Thema, sowie durch die gediegene Ausstattung und die lebhafte Propaganda, die ihm der Verlag angedeihen läßt, gewichtig genug um eine kurze Auseinandersetzung damit notwendig zu machen.

Elisabeth Gerter, die Autorin, faßt ihre tagebuchartigen Aufzeichnungen unter dem Titel eines Romanes zusammen, der Beurteiler wird daraufhin in erster Linie literarische Maßstäbe daran zu legen haben. Ein junges Mädchen ergreift den Beruf einer Krankenpflegerin, seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Lehrzeit und später in Spitälern, in Sanatoriums-, Privat- und Hauspflegen bilden den wesentlichen Inhalt des Bandes. Man wird sogleich feststellen, daß Elisabeth Gerter eine wache, vielleicht überwache Empfindlichkeit für die Elendswelt des körperlichen Leidens hat. Sie besitzt auch genügend sprachliche Ausdrucksfähigkeit, um einzelne Situationen an Kranken- und Totenbetten in ihrer ganzen unbegreiflichen Furchtbarkeit wiederzugestalten. Mit einer nackten Eindringlichkeit des Wortes zwingt sie die Anastträume der jungen Schwester dem Leser ins Gefühl. Mit dieser anerkennenden Feststellung hat man aber schon die Grenze erreicht, jenseits, welcher nicht mehr allein die literarischen Fähigkeiten, sondern vor allem die menschlichen Qualitäten in Frage kommen. Auch wenn wir die besondern Arbeitsbedingungen jenes Spitals oder die Direktion eines Sanatoriums, die Launen dieses einen Patienten oder die Schrecken einer speziellen Krankheit nicht kennen und die Richtigkeit von Klage und Anklage darum nicht beurteilen können, so lehnen wir uns doch auf gegen die indiskrete, darum unvornehme Art und Weise, mit der uns dies alles durch Elisabeth Gerter nahegebracht werden soll. Die Autorin kann gegen uns einwenden, daß sie nach einer möglichst exakten Wiedergabe der Wirklichkeit strebe. Daraufhin aber muß ihr gesagt sein: selbst die schlimmste Wirklichkeit kann, bei größter Ehrlichkeit, immer noch mit gütigen und liebenden Augen geschaut werden. Diesen versöhnenden Blick aber wird man in Schwester Lisas Gesicht umsonst zu entdecken suchen. Ihre Fähigkeit zu helfendem Mitleid versagt vor den Ansprüchen auf eigenes Glück, das heißt hier: auf eigene Triebbefriedigung. Es ist darum verständlich, wenn sie aus dem „verhaßten Berufe" herausstritt und sich in der Ehe versucht. Ehe und Eheirrung bilden den Inhalt verschiedener Kapitel. Wesentliches allerdings hat uns die Autorin zu diesem Thema nicht zu sagen. Da die Ehene der Auseinanderreißung zudem in diesen Abschnitten eine bedenklich tiefe ist, so hört man mehr peinlich berührt von den seelischen und körperlichen Nöten der jungen Frau, von qualvoll bedrängenden Geldsorgen und zahlreichen enttäuschten Hoffnungen. Man erkennt, daß Schwester Lisas Einstellung durch die scheinbare Erfüllung ihrer Wünsche sich in nichts geändert hat; noch immer erträgt sie das Menschen, jetzt vor allem den Gatten, den Geliebten, nur mit einer zunehmenden Reizbarkeit, teilweise mit ausgesprochener Gehässigkeit. — Der letzte Abschnitt des Buches deutet eine psychologisch allerdings gänzlich unvorbereitete und daher nicht sehr glaubhafte Wandlung an, die sich vollzogen haben soll oder vollziehen wird. Enttäuscht von ihrem persönlichen Geschick und von den verschiedenen Berufsarten, in denen sie vorübergehend gearbeitet hat, wendet sich Lisa wieder der Krankenpflege zu. Die stellenvermittelnde Schwester rät ihr, nach dem langen Unterbruch ihre Kenntnisse als Pflegerin in einem Spital oder einer Schule wieder zu vervollständigen. „So wird mir der Weg in ein neues Leben gezeigt. Ich nehme den Ratschlag an und werde von vorne beginnen."

Dem Leser und vielleicht auch die Autorin möchte man gerne auf das anspruchslose Bändchen hinweisen, in dem uns Tagebuchaufzeichnungen und Briefe der jungen Rotkreuzschwester Helene Siegfried aus den Tagen des Weltkrieges vorgelegt werden. Bezeichnend für den Geist, der in diesem Büchlein waltet, sind folgende Sätze: „Die Sonne scheint — und es ist alles wie umgewandelt. Die Kranken sind froh und voll Hoffnung, und alle Wimpel meiner Zuversicht flattern lustig im Blau. Keiner ist sich bewußt, warum es ihm heute besser geht, und doch fühlen es alle voll Dankbarkeit — die Sonne.

So weit müßte man kommen, daß ohne zu wissen warum, alle Menschen fröhlich würden, wenn man mit ihnen zusammen ist. Das geheimnisvolle Fluidum des Einzelnen müßte eine Quelle sein von Freudigkeit und Mut für die andern.

Ein Wort, ein Blick, die bloße Art zuzuhören, wenn sie einem ihr Leid klagen. Dinge, die scheinbar so unwichtig sind die gerade machen es aus. Wie selten kommt man im Beruf dazu, etwas ganz Besonderes zu leisten, eine lebensrettende erste Hilfe und Aehnliches. Aber ihnen den Alltag, den grauen, trüben, gleichförmigen Alltag mit lustigen, ermunternden, kleinen Lichterchen erhellen, das kann man. Und das wäre schließlich Sache jeder Frau: so schön zu sein und so sonnig, als sie es nur irgend vermag." A. H.

„Frauen".

Von Liebburg.

Es muß einmal ein unzweideutiges Wort der Empörung gesagt werden über gewisse Machenschaften von Verlegern, das Lesepublikum betrügt irrezuführen. Erscheint da, von einem namhaften Verlag versandt, ein Prospekt, in anspruchsvollen Superlativen ein „langerwartetes" Werk „über die Liebe" ankündigt, das „von einer elementaren Erlebniswucht und Fülle, von einer schwebenden Leichtigkeit und einem heiligen Ernst" die „Liebe ohne alle Verbrämung" schildert, von einem jungen Dichter, der ausdrücklich als Interpret der neuen europäischen Jugend angegeben wird. Man greift zu dem Buch, um dann zu lesen:

„welch herrliches gefühl totmüd zu sein
man sinkt so rein
nach hinten in den pfuhl."
„welch gesicht das da vorüberfuhr?
donnerwetter. alle kreatur.
abgedreht. den wagen eingeprägt
jetzo gilt's: an sie herangeschrägt."

Donnerwetter! denkt man auch und blättert weiter, um zu erfahren:

„was andres denn ist letztenends die liebe,
wenn nicht ganz schlicht: eine fysik der triebe?"
„ich springe auf die erde, schreie brünstig
und bin auf alle sinnlichkeit vergünstig."

Und so müssen wir 186 Seiten lang mit ansehen wie diese Jünglinge der neuen europäischen Generation Orgien inszenieren. Eingerahmt von anspruchsvollen Thesen schleppt sich ein bemühendes Pubertäts-Gewinsel langsam dahin, das man gewiß nicht ernst zu nehmen brauchte, wenn nicht eben ein seriöser Verlag verantwortlich zeichnete. Hat dieser Verlag, der doch auch wohl schon einmal etwas gehört hat von François Villon, von Dehmel, von Gundolf, — um nur diese wenige herauszugreifen — es nötig, von diesem Liebburgschen Machwerk zu sagen, daß es von einer „Formkraft und Sprachgewalt" sei, „wie es (dieses Werk) unseres Wissens in der europäischen Dichtung über dieses Thema noch nicht geschrieben wurde"? Und hat er es zweitens nötig, zuzulassen, daß dieses Werk den Titel „Frauen" führt, da es — immer dem Waschzettel nach — „die Wanderung des Mannes durch den Kontinent Frau' darstelle. Es ist eine Unverschämtheit, einem Buch den Titel „Frauen" zu geben, um dann in einer kümmerlichen Ladenschwengel-Erotik nichts weiter als dürftige sexuelle Wunschträume zu bieten. Und es ist weiter eine Unverschämtheit, dem Leser zuzumuten, einem kreißenden Berg zuzuschauen, der dann nichts wei e zu gebären imstande ist als solche Anmaßungen:

„. . . denn alles weibes trachten heißt empfangen
und sich durch uns unsterblichkeit erlangen."
„denn ich bin Frau und kenn nur eine Wonne:
als kleine erde mich an dich verschenken
mein feuerrad und meine strahlensonne."

Ach nein, Herr Liebburg, Frauen sowohl wie Männer können als Antwort darauf nur in ein befreiendes Gelächter ausbrechen. Und lassen Sie sich noch eins sagen: von der Generation, die Sie zur vertreten scheinen, die eine Wandervelsche Anturbelung der Triebe, eine Kleinbürgergier nach Wohllust verwechselt mit dem, was in Wahrheit der unerbittliche Eros zu spenden hat, — von ihr möchten wir zum Schluß sagen, was Sie an einer Stelle von Ihrer Stimmung schrieben:

„Alles scheint unendlich kläglich,
meine verse unerträglich."

Allerdings!

G. S.

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179Z

KOCH KURS 13. Nov. 6 Wochen vormittags 8. Jan. 1935 6 Wochen vormittags

Erholungsheim „STOCKENWEID"
Ideale Lage, gepfl. Haus, sorgfältige Küche, Nähe Strandbad, pro Tag von Fr. 5.- an. Prosp. und Auskunft durch P150Z Frau Dr. Lucci, Feldmeilen.

Fa. B.
Zämmestah i schwäre Zyte..
Unsere Industrie ringt um ihre Existenz — tausende von Familien leben von ihr.
Du-Schweizerfrau
hast es in der Hand mitzuhelfen, wenn Du immer und überall Schweizerware verlangst. Achte auf das Armbrustzeichen, das ist die einzige Garantie
P 3316 Z

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig
Flad & Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1869)
P 243 Z

P 153 Z

7000 Büchsen mehr in den 3 letzten Jahren!
Das ist der beste Beweis der erzielten Resultate mit P 5-9 L.
Phosfarine Pestalozzi
das ideale Nährmittel der Kleinen in den Säuglingsheimen, Spitälern, Sanatorien. Erleichtert die Knochenbildung. Stärkendes Frühstück für Blutarme und solche die schwer verdauen. Die große 500 gr. Büchse überall Fr. 2.25.

Um unsere gute Schweizermilch
beneidet uns die ganze Welt. Erst wer im Auslande längere Zeit unsere kraftvolle, köstliche Milch entbehren musste, weiss sie richtig zu schätzen. Warum verderben Sie sich den Magen mit teuren, ausländischen Nahrungs- und Genussmitteln, wo der Boden unserer Heimat uns vom Besten schenkt? Geben Sie heute, mehr als je, der guten Milch den Vorzug, denn jede unnötige Einfuhr schafft Schulden!

Milch ist ein ganz hochwertiges Nährgetränk
und am besten ist sie mit OVOMALTINE

Milch mit Ovomaltine schmeckt auch Leuten, die den Milchgeschmack sonst nicht sehr schätzen. Mit Ovomaltine wird Milch selbst vom empfindlichsten Magen gut vertragen. Milch mit Ovomaltine verbessert ganz wesentlich den Ernährungszustand und hebt vor allem merklich die Leistungsfähigkeit. Überwinden Sie die gesundheitsschädigenden Aufregungen der heutigen Zeit. — Trinken Sie mehr Milch mit

OVOMALTINE

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.- und Fr. 3.60 überall erhältlich.

Dr. A. WANDER A.-G. BERN

A 296

P 10 Y